

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 44.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von A. Kaufsky.

(17. Fortsetzung.)

Eugen war höchst befriedigt von diesem Zwischenfall, und er zweifelte keinen Augenblick, daß morgen alle Blätter davon erzählen und diese reizende Episode, die die berühmte Sängerin in ihrer Frölichkeit und Leutseligkeit zeigte, Sensation erregen und in der ganzen Stadt besprochen werden würde.

Die Sonne war jetzt hinter dem Hause hinabgesunken, eine angenehme Kühle war unter den Bäumen zu verspüren. Nahe dem Rosenbosclet wurde der Tisch gedeckt und Elvira hatte die Herren eingeladen, mit ihr an demselben Platz zu nehmen.

Eis und Confetti wurden servirt und herrliches Obst.

„Andere Sängerinnen nehmen Wein oder Kaffee, ehe sie auftreten, um sich anzuregen, ich suche mich im Gegenteil abzukühlen,“ sagte sie lächelnd, und sie verlangte noch mehr Eis.

Eugen bediente sie auf das aufmerksamste. Die Zofe erschien wieder und brachte auf einer silbernen Tasse eine Unzal kleiner eingelaufener Briefchen und Billetten.

Elvira schob sie Eugen zu und bat ihn, sie zu öffnen; es sei eigentlich unnötig, meinte sie lachend, sie wisse onedies, was darin stehe.

„Bewunderung und Anbetung in Prosa und in mehr oder weniger schlechten Versen,“ bestätigte Eugen. Gleichwol prüfte er mit großer Gewissenhaftigkeit und durchslog jedes einzelne Billetten. Diese Stoßseufzer und Ueberschwänglichkeiten schienen ihm Spaß zu machen, und diesen gegenüber, die aus der Ferne schmachteten, mußte er sich seiner bevorzugten Stellung deutlicher inne werden.

Eine große silberne Giardinier, mit herrlichen Blumen gefüllt, sei ebenfalls gebracht worden, berichtete die Zofe.

„Von wem?“ fragte Elvira.

„Contessa Morosini,“ war die Antwort.

Elvira nickte befriedigt. „Geschenke von einer Dame sind mir immer angenehm und schmeicheln mir. Sagen Sie, ich lasse danken.“

Die Zofe hatte sich noch nicht entfernt, als die Gesellschafterin, Madame Douais, zu ihnen trat und den französischen Gesanten meldete.

Elvira schüttelte den Kopf. „Ich bin für niemanden zuhause; Sie hatten doch Ihre Weisungen, warum halten Sie Sich nicht darnach?“

Madame versicherte, sie hätte streng nach ihrer Instruktion gehandelt, aber Excellenz behauptete, die Signora müsse zuhause sein, da Personen, die an dem Gartenhause vorübergefahren, ihre Stimme gehört, und er bitte nur um die Gunst einiger Minuten.

Elvira lachte. „Ich denke nicht daran, sie zu gewären.“ Eugen nam eine misbilligende Miene an. „Ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, daß der Graf vielleicht eine Ausnahme verdiente. Er ist so einflußreich, und er hat soviel Interesse für Sie.“

Elvira hob ein wenig den Kopf, und ihre Haltung und ihr Blick namen einen stolzeren, einen entschiedeneren Ausdruck an.

„Verlange ich seinen Einfluß, brauche ich dieses Interesse? Es ist mein Beruf, mich diesen Leuten auf der Bühne zu zeigen und sie zu amüsiren; in meinem Hause habe ich diese Verpflichtung keineswegs übernommen, da empfangen ich nur diejenigen, die ich empfangen will.“

Madame nickte und entfernte sich.

Elvira aber wendete sich in wieder hervorbrechendem Mutwillen und mit einem schelmischen Lächeln an Eugen: „Bei Ihnen, Baron, ist das etwas anderes; Sie sind mit dem Grafen befreundet, und Freunde darf man nicht so one weiteres abweisen. Gehen Sie hinein, versöhnen Sie ihn mit meinem Eigensinn und trösten Sie ihn ein wenig.“

Eugen zögerte. Die Mission sagte ihm offenbar garnicht zu, aber der Mann war so gewönt, die Wünsche dieser Frau zu erfüllen, daß er gehorchte.

Er ging. Der Sand knirschte unter seinen Füßen, wie er dahinschritt. Fritz sah ihn sich entfernen mit einem Gefühl unsäglicher Genugthuung.

Die beiden waren allein. Und es ward so still um sie herum und keines von ihnen sprach ein Wort.

Elvira lehnte sich in ihren Stuhl zurück; sie sah empor nach dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel, der so leuchtend, so heiter auf sie herniederlächelte. Sie jante keinen Blick zu ihm hinüber, der vor ihr saß, aber sie fülte seine Nähe und sie fülte seinen Blick, der auf ihr ruhte. Ihr war, als seien sie beide mit diesem Alleinsein in eine eigene Atmosphäre eingetreten, die alles übrige ausschloß, in Nebel zerfließen ließ. Und sie fülte sich so glücklich und doch so bewegt; sie wagte kaum zu atmen.

Ihr Schweigen hatte ihn betroffen gemacht, aber seltsam, auch er wagte nicht, es zu brechen. Aber wenn auch seine Zunge schwieg, seine Augen, die Augen eines Künstlers, konten nicht müßig bleiben. Er bemerkte, wie die bläulichen Luftreflexe der schönen Frau vor ihm einen noch zarteren, äterischen Reiz verliehen. Das lichte Kleid erschien so düstlig darunter, der Hals und das Gesicht fast durchsichtig. Auch über das dunkle Haar

warf der Luftton seine bläulichen Glanzlichter, und die großen, nach aufwärts gewendeten Augen erhielten eine schillernde Farbe. Tief empfand er ihre Schönheit in diesem Augenblick, und es war dies eine Empfindung von Glück. Von einem Glück, das er vorher nie gekannt, da er für das Schöne nie so empfänglich gewesen wie in dieser Wunderstadt, wo das Entzücken, in Permanenz erklärt, ihm alle Sinne erregte. Es schien ihm, als sei es ein Zuviel, als vermöge er die also gesteigerten Empfindungen nicht zu ertragen, als erzeugten sie in ihm ein Ueberquellen aller Lebenstriebe. Sein Herz pochte ungestüm. Die Stille rundum und Elvira's Unbeweglichkeit, ihr Schweigen begannen ihn eigentümlich aufzuregen, seine Nerven noch mehr zu irritiren.

Ein weißes Blatt fiel zwischen den beiden zur Erde, es brachte die Wirkung eines Schusses hervor. Beide schrakten zusammen, und beider Augen trafen zusammen in einem Blick.

Sie lächelte, aber es überkam sie eine liebliche Verwirrung: die Verlegenheit, die etwas sagen will und nicht weiß, womit beginnen, die nach etwas greift, etwas sucht, one sich Rechenschaft geben zu können, was es sei. Ihre Hand tastete umher. Er vermeinte, sie wolle ein Glas Wasser, — er reichte es ihr, so rasch, so hastig und vielleicht so zitternd, daß ihr Arm, ihr Kleid von dem Maß übergossen waren.

Fritz hat um Entschuldigung und ergriff die Serviette, er beugte sich hernieder, um den Arm zu trocknen, diesen schönen, vollen, feuchten Arm. Sie duldete es in der ersten Ueberraschung, und ihre Haltung war dabei so jungfräulich, so keusch, aber jetzt erröthete sie über und über und sie wehrte ihn ab.

Er hauchte abermals nach dem Arm. Da wurden Schritte hörbar — der Baron stand wieder vor ihnen. Sein Blick rute forschend auf den beiden.

Sie hatten ihre Fassung sogleich wiedererlangt, und sie erzählte munter, wie alles gekommen war, und bat Fritz, ihr aufs neue das Glas mit Limonade zu füllen.

Er reichte es ihr und sie trank es in einem Zuge aus.

„Sie haben den Grafen also fortgeschickt?“ fragte sie dann.

„Ich habe ihn mit der Hoffnung getröstet, Sie heute Abend zu sehen,“ entgegnete Eugen.

„Es ist war, ich singe heute. — Sie kommen doch ins Theater?“ fragte sie Fritz.

Er bejahte.

„Auf die Bühne?“

„Gewiß.“

„Dann auf Wiedersehen!“ Sie reichte ihm, ihn verabschiedend, die Hand; dann zu Eugen: „Es ist bald sechs, ich muß an meine Toilette denken, — Adio!“ Auch ihm gab sie die Hand.

Die beiden Herren empfanden sich und sie verließen zusammen das Haus.

Sie blieb allein zurück. Sie setzte sich wie vorhin auf den Sessel, und wie vorhin richtete sie den Blick empor, nach dem blauen Firmament. Tat ihr das Licht jetzt weh? Sie schlug mit einem Aufseufzen beide Hände vor ihre Augen. So blieb sie, bis ihre Gesellschafterin erschien, um sie zu mahnen, daß es die höchste Zeit sei, nach dem Theater zu faren.

Sie erhob sich. Ihre Wangen waren blaß. Es lag etwas Erschöpftes in ihrer Haltung. Sie bat Madame Douais, vorauszugehen; sie folgte langsam. Einmal blieb sie stehen, wie in plötzlicher Ermattung, und sie lehnte sich an den Stamm einer schlanken Pinie.

„Werd' ich's überwinden? Werd' ich es können?“

Elftes Kapitel.

Fritz hatte durch Alfred die lobenden, ja entzückten Ausprüche erfahren, die der Graf über seine Komposition, die er für das Werk Alfreds gehalten, getan hatte, und ebenso von der Bestellung, die darauf erfolgt war. Auf den jungen Mann, dem in dieser Kunst noch nie eine Ermutigung geworden, dessen Arbeiten stets einer abfälligen Kritik begegneten, die ihn erbitterte, weil er es vielleicht tief im Innern fühlte, daß sie nicht gerecht war, brachte diese Anerkennung eine freudig überraschte, ja eine ihn fast umwandelnde Wirkung hervor. Wol mochte Venedig selbst, das ihn ja so mächtig beeinflusste, auf die, wie aus langer Erstarrung neu erwachende Liebe für diese Kunst und seine herausbildende Kraft am meisten beigetragen haben; aber wie dem auch sei, Fritz überkam nun ein Freudenfeuer, eine heiße, fast ungewollte Lust, zu schaffen, zu arbeiten, das, was jetzt in ihm ungeduldig sich regte, heraus zu bilden zu lebendigen, sichtbaren

Schöpfungen. Er freute sich, daß Alfred die Bestellung erhalten hatte, aber er wünschte nichts sehnlicher, als sie für ihn auszuführen. Seine Beteiligung an dem Werke sollte gar nicht bekannt, sein Name sollte nicht genannt werden. Aber Alfred besaß viel zu viel Empfindlichkeit und künstlerischen Ehrgeiz, um darauf einzugehen. Er wollte, wenn Fritz es gestattete, seine Komposition benutzen, aber diese selbst und nach seiner Weise ausführen und vollenden.

Sollte Fritz darauf nicht eingehen können, so war er entschlossen, dem Grafen das ganze Verhältnis aufzuklären und sich selbst hierauf zurückziehend, Fritz sowol die Arbeit als auch jede Verantwortung zu überlassen.

Fritz, um den Vortheil des Freundes zu wahren und seine Empfindlichkeit zu schonen, gab nach; er stand ab von seinem Vorhaben, und er war es schließlich noch, der den Freund förmlich bat, seine Komposition ganz nach seinem Belieben zu benutzen. Ja er wollte in Alfreds Atelier keine andere Arbeit beginnen, um ihn nicht zu stören und zu beeinflussen, und so rante er denn noch wie vor in den Straßen Venedigs umher und verweilte einen Teil des Tages, in den Kirchen und Palästen und in der Akademie, die alten berühmten Meister studierend, schwelgend in dem reinsten Genuße der Kunst.

Alfred, sogleich mit der Arbeit beginnend, blieb an seiner Staffelei.

So hatte er nun schon mehrere Tage an dem Fries gearbeitet, und die Arbeit schritt rasch genug vorwärts. Erst gegen Abend hatte er sein Arbeitszimmer verlassen, um auszugehen. Er besuchte die Cafés und ging dann ins Theater. Mit de Vita's schien jeder Verkehr abgebrochen. Marie merkte es wol, und sie atmete auf.

War es denn so gewiß, was sie an jenem Abend erlaucht, was jener Abscheuliche gesagt hatte? war es nicht vielmehr törichte Eifersucht und Verläumdung? Alfreds Herz gehörte nicht jener Witwe Juanna, es gehörte noch ihr. In dankbarer Freude, in wieder gewonnenem Vertrauen hätte sie an seinen Hals sich legen, ihm sagen mögen, daß sie ihn liebe, und daß sie keinen anderen Gedanken habe, als ihn glücklich zu machen; und sie wolle mit ihm beraten und überlegen, was zu diesem Glücke am dienlichsten sei, was es am meisten befestigen könne. Hätte sie es doch getan! —

Aber da kam wieder ihre Zaghaftigkeit über sie; das Gefühl ihrer Unbedeutendheit, und die Furcht, ihm anmaßend zu erscheinen und ihm zu missfallen. Sie getraute sich gar nicht ihn anzureden; er schien ihr immer so in Gedanken; sie besorgte, ihn in seinem Schaffen zu stören, und so vermied sie sein Arbeitszimmer und waltete still und scheu und mit noch größerer Hingebung ihrer häuslichen Pflichten.

Sie wußte nicht, daß ihr Mann seine Besuche im Hause de Vita's nicht freiwillig eingestellt hatte, sondern daß ein Brief Tomaso's ihm den Wunsch nahe gelegt, dieselben bis nach erfolgter Vermählung seiner Schwester zu verschieben. Tomaso schrieb, er bedauere seinerseits die wol ganz ungerechtfertigte Empfindlichkeit seines künftigen Schwagers, aber er wolle ihr nichtsdestoweniger Rechnung tragen.

Alfred war wütend, aber mußte sich drein ergeben. Und diese Hochzeit sollte also dennoch stattfinden, trotz der Erklärungen, die ihm Juanna gegeben? trotzdem sie die ganze Unwürdigkeit einer solchen Verbindung einsah, trotzdem, daß sie ihm versprochen hatte, stark zu sei? Und sie schwieg? sie hatte kein Wort der Selbstrechtfertigung für sich, kein Trostwort für ihn, der sie fortan nicht mehr sehen, der ihren kräftigenden Einfluß schwer entbehren und sie nun verlieren sollte, für immer? Und dann suchte er sich wieder mit Gewalt von diesen Gedanken an sie loszureißen, und er suchte sich einzureden, daß es das beste sei, daß ihre Beziehungen gelöst seien und daß ihn dies förmlich erleichtern müsse.

Es hätte doch so nicht fort dauern können, und mit welchem Rechte hätte er sich dieser Verbindung entgegenzusetzen dürfen?

Und wenn Juanna nun, durch ihn beeinflusst, sie von sich gewiesen, wie hätte er sich dieser Tatsache gegenüber verhalten dürfen?

In dieser Stimmung, von den widerstrebendsten Gefühlen und den wechselndsten Empfindungen hin und her gezerret, nicht völlig sicher seiner selbst und doch von einer viel zu schweren Gemüthsart, um sich über alle Bedenken hinwegzusetzen, überdies sich seiner Pflichten wolbewußt, in unermüddlicher Arbeit für seine Familie begriffen, in diesem Augenblicke hätte ein kluges, kräftiges Weib alles über ihn vermocht und ganz ihn wiedergewonnen.

Sie hatte den Vorteil, klar in diesen Verhältnissen zu sehen, sie hatte daher für alle wirken, sich selbst und den andern zu Hilfe kommen können.

Sie hätte in dem Gefühle ihrer Gleichheit und Gemeinsamkeit vor ihren Gatten treten und, mit dem ganzen Gewichte ihres Anrechts an ihn, ihren Teil an seinem Schicksal ihm abverlangen müssen. Sie hätte ihm alles vertrauen sollen, zugleich sein Vertrauen heischend und zurücktauschend, sie hätte ihren eignen Anspruch auf Beachtung und Glückseligkeit mit in die Wagschale werfen müssen, die sich sofort zu ihren Gunsten geneigt hätte. Alfred, vor die ernste Pflicht und vor die Notwendigkeit gestellt, hätte sich rascher wiedergefunden und er hätte seine Gattin als seine Retterin in die Arme geschlossen. Aber es geschah nicht, und Alfred fand sich vereinsamer als je, und er mußte alles, was ihn bewegte, in sich verschließen.

Obwol er Mariens Gleichgiltigkeit für seine Arbeiten gewohnt war, füllte er sich doch in dieser Zeit, da er, nur durch eine Wand von ihr getrennt, für sie arbeitete, mehr als je davon verletz, und gewiß war er auch ihrer Teilname mehr als je bedürftig.

So verbrachte er Stunden um Stunden an seiner Staffelei, sich gewaltsam in etwas hineinzwingend, das nicht seiner künstlerischen Individualität angemessen war und das ihn daher auch nicht befriedigen konnte. Und der Tag endete ihm ohne Freude, ohne Genuß, um einem zweiten Platz zu machen, der ebenso verlaufen würde.

Und die gute, arme Marie, sie beglückwünschte ihn und sich zu dieser Ruhe und rastlosen Tätigkeit. Wenn sie sich dann zu Tisch setzten, der einzigen Stunde im Tage, wo sie einander gegenüber saßen, dann sah sie schüchtern zu ihm auf, wie zu einem höheren Wesen, ängstlich forschend, ob auch alles nach seinem Sinne sei.

Er gewarte diese bekümmerten Augen und ihre Blässe, der dann oft plötzlich eine kongestive Röte folgte; er bemerkte, wie sie täglich zarter wurde, und es berührte ihn wie ein stiller Vorwurf, den er gleichwol nicht zu verdienen glaubte, und so irritierte ihn ihr Zustand mehr als er ihn rührte.

Er sagte ihr dann wol einmal, daß ihr Aussehen ihn besorgt mache, und sie solle sagen, ob ihr etwas fehle, und wie der Gedanke, ihr Herzleiden könne Fortschritte machen, ihn oft während der Arbeit peinige und aufrege, und ob es nicht vielleicht doch geraten sei, einen Arzt zu Rate zu ziehen.

Aber sie, voll Dankbarkeit für seine Sorgfalt und nur darauf bedacht, seine Besorgnisse zu zerstreuen, versicherte, daß ihr nichts fehle und daß sie sich wol und zufrieden fühle.

* * *

Der Tag, an dem Fritz in der Venetia als Gast neben der Bianca auftreten sollte, war gekommen. Am Morgen desselben besuchte Elvira ihre Schwester und brachte ihr eine Voge für den Abend.

„Du mußt mich und Fritz heut Abend auf der Bühne sehen und hören,“ sagte sie fröhlich, und sie fügte dann mit einer allerliebsten Miene, Beklemmung parodierend, hinzu: „Ich versichere dich, ich werde Angst um ihn haben, im ersten Akte wenigstens. Aber du kommst doch mit Alfred, nicht war?“

„Alfred kommt sicher,“ versicherte sie.

„Und du?“

Marie senkte die Augen. „Erlaß es mir,“ flüsterte sie.

Elvira sah erstaunt auf, und sie nun genauer ins Auge fassend, bemerkte auch sie ihr verändertes Aussehen. Sie drang in sie, ihr zu sagen, ob sie unwohl sei oder ob sonst etwas sie verstimme und bekümmere. Sie bat sie herzlich und dringend, in allem und jedem ihre Hilfe anzunehmen.

Aber Marie dankte ausweichend. Sie konnte sich ihrer Schwester nicht anvertrauen. Wenn sie ihr ihren Herzensstummer mitgeteilt, so hätte sie ihren Mann von aller Schuld nicht völlig freisprechen können, und wenn sie ihr ihre bedrängte materielle Lage gestanden, wäre sie seinem Stolz allzu nahe getreten. Wollte er es doch vor allen verbergen, daß seine Kunst ihn nicht reichlich näre. So schlug sie denn selbst ein anderes Thema an, und sie sprach von der angestregten Tätigkeit ihres Mannes.

„Und was macht Fritz?“ fragte Elvira.

„Ach, es scheint, als ob sich der an den Kunstschatzen Benedigs nicht satt sehen könne, er ist den Tag über in den Galerien oder auf der Straße.“

„Und er wohnt bei euch?“

„Er hat das Zimmer zunächst dem Atelier meines Mannes.“

„Und er gedenkt euer Gast zu bleiben?“

„Er ist ein so wenig bedürftender Gast,“ versicherte Marie mit einem Lächeln.

Elvira hatte eine weitere Frage auf den Lippen, aber sie unterdrückte sie; nach einigem Zögern fragte sie wie in plötzlicher Eingebung: „Was habt ihr für Nachrichten von Tante Luise und Alfreds Schwestern?“

„Keine, nicht die geringsten,“ sagte Marie traurig.

„Wie,“ rief Elvira in unverstelltem Erstaunen, „schreibt sie — Minna — nicht häufiger ihrem Geliebten?“

„Solange Fritz hier ist, hat er noch keinen Brief von ihr erhalten.“

„Und beklagt er sich nicht darüber, und äußert er keine Besorgnis?“ fragte sie in dringlichster Teilname.

Marie schüttelte den Kopf. „Er ist sicher weniger besorgt, als ich selbst, er hat kaum einmal einige Unruhe gezeigt.“

Elvira's Augen erglänzten in einem hellen Strahl. „Ist's möglich? Keine Unruhe!“ — Und dann, wie sich selbst korrigierend, setzte sie hinzu: „Weshalb auch, sie befinden sich gewiß alle wol, und wäre eine Verschlimmerung in Malchens Zustand eingetreten, so würde uns Tante Luise davon benachrichtigen, — wenn Minna's Briefe aber so selten sind, so — ist das nicht ein Beweis, daß — es sind vier Jare seit ihrer Trennung vergangen, — das ist eine lange, lange Zeit —“ Sie senkte wie sinnend den Kopf und schwieg plötzlich.

Marie blickte die Schwester mit ungewissen Augen an. „Was willst du damit sagen?“

„Nichts, nichts!“ rief Elvira rasch aufblickend und in fast übermütiger Geberde den Kopf zurückwerfend, „nichts, du gutes, immergleiches Wesen, was du begreifen könntest.“ Sie umarmte dann die Schwester, und wie in einem Geständnis flüsterte sie ihr zu: „Ich komme morgen wieder.“

Zwölftes Kapitel.

Und wieder war das müßige und kunstliebende Publikum in der Venetia versammelt und alles war gespannt, die Bianca als ätiopische Königstochter zu sehen und zu hören. Wie Fritz vorausgesagt, kümmerte sich niemand um ihn; man schien es garnicht bemerkt zu haben, daß außer ihrem Namen noch der eines zweiten Gastes auf dem Zettel stand.

Als Fritz indes auftrat und das Publikum die imposante Gestalt ersah, die in der farbigen, kleidsamen Tracht eines ägyptischen Feldherrn so stolz und jugendschön sich präsentirte, da ging ein Flüstern des Beifalls durch den Saal. Auch seine Stimme fand man schön und kräftig, nur nicht so süß und geschmeidig, und auch die Aussprache nicht so weich, als man dies bei italienischen Tenoren gewohnt war. „Un tedesco (ein Deutscher)!“ hieß es, und das Wort ging von Mund zu Mund, und es wirkte erkältend auf bereits aufkeimende Sympathien. Als dann die Bianca auftrat, absorbirte sie sogleich das ganze und vollständige Interesse des Hauses. Sie übertraf sich selbst in der Rolle der unglücklichen Sklavin, und nie war sie schöner gewesen, und nie hatte ihre Stimme einen reineren Wollaut, nie hatte sie sich tiefer in alle Herzen eingeklungen.

Nach dem zweiten Akt traf Eugen mit dem Gesanten Saint Ballier, dem deutschen Grafen und Herrn von Bennwitz im Foyer des Theaters zusammen.

Man beglückwünschte abermals den Baron und erging sich in den exaltirtesten Ausdrücken, um die Schönheit und die Kunst der Bianca zu preisen. Der Gesante zeigte sich untröstlich, daß er übermorgen schon nach Rom zurückkehren müsse, aber er hoffe es durchzusetzen, daß sie selbst als Gast dahin berufen würde, und von der ewigen Stadt aus, meinte er, werde ihr Ruf als italienische Sängerin sich schnell in alle Welt verbreiten.

„Er ist bereits in alle Welt gedrungen,“ versicherte Hellenbach, „und wissen Sie das Neueste, Messieurs? Sie hat heute einen brillanten Antrag für eine Tournee in Amerika erhalten, man garantirt ihr zweimalhunderttausend Dollars.“

„Ah!“ machten alle, und sie drängten sich noch enger um Eugen.

„Sie wird es nicht annehmen,“ versetzte der deutsche Graf mit einem schwachen Lächeln.

„Das ist ein Witz, das kann nur ein Witz sein,“ beruhigte sich selbst der kleine Bennwitz.

„Im Gegentheil, Messieurs, es ist Ernst, und sie nimt es ernst,“ sagte Hellenbach.

„Aber soll ich ihr denn bis nach Amerika nachreisen, das kann sie doch nicht verlangen!“ jammerte Bennwitz. „Und was dann wenn ich die Seerkrankheit kriege, und ich kriege sie sicher, ich habe die Disposition dazu.“ Er stönte so gräßlich, als drehte sich ihm bereits der Wagen um, und wie im Schwindel faßte er nach einem Gegenstand, an den er sich stützen könnte.

„Sie darf es nicht annehmen,“ behauptete Saint Valier gelassen, aber mit einem mißbilligenden Kopfschütteln, „es wäre ganz unklug. Nach Amerika kann sie nach zehn Jahren gehen, nachdem sie sich hier ausgesungen, aber nicht jetzt in der Blüte ihrer Stimme und ihrer Erscheinung.“

„Als einebenaufgehendes Gestirn, das mit seinem himmlischen Schein unsern Teaterhimmel elektrisch erleuchtet!“ deklamirte Bennwitz in schwärmerischer Emphase. — „Nicht war, Exzellenz, die Diva muß uns erhalten bleiben?“

„Wir werden sie nicht fortlaffen,“ sagte der Gesante lachend. „Sollte es in der That kein Mittel geben, sie festzuhalten?“ fragte der blasse Graf sinnend. Hellenbach hatte ein stolzes, triumphirendes Lächeln.

„Ich habe das Mittel bereits gefunden.“ „Sie werden sie heiraten!“ riefen die Herren gleichzeitig.

„Sie haben es er-raten, Messieurs!“

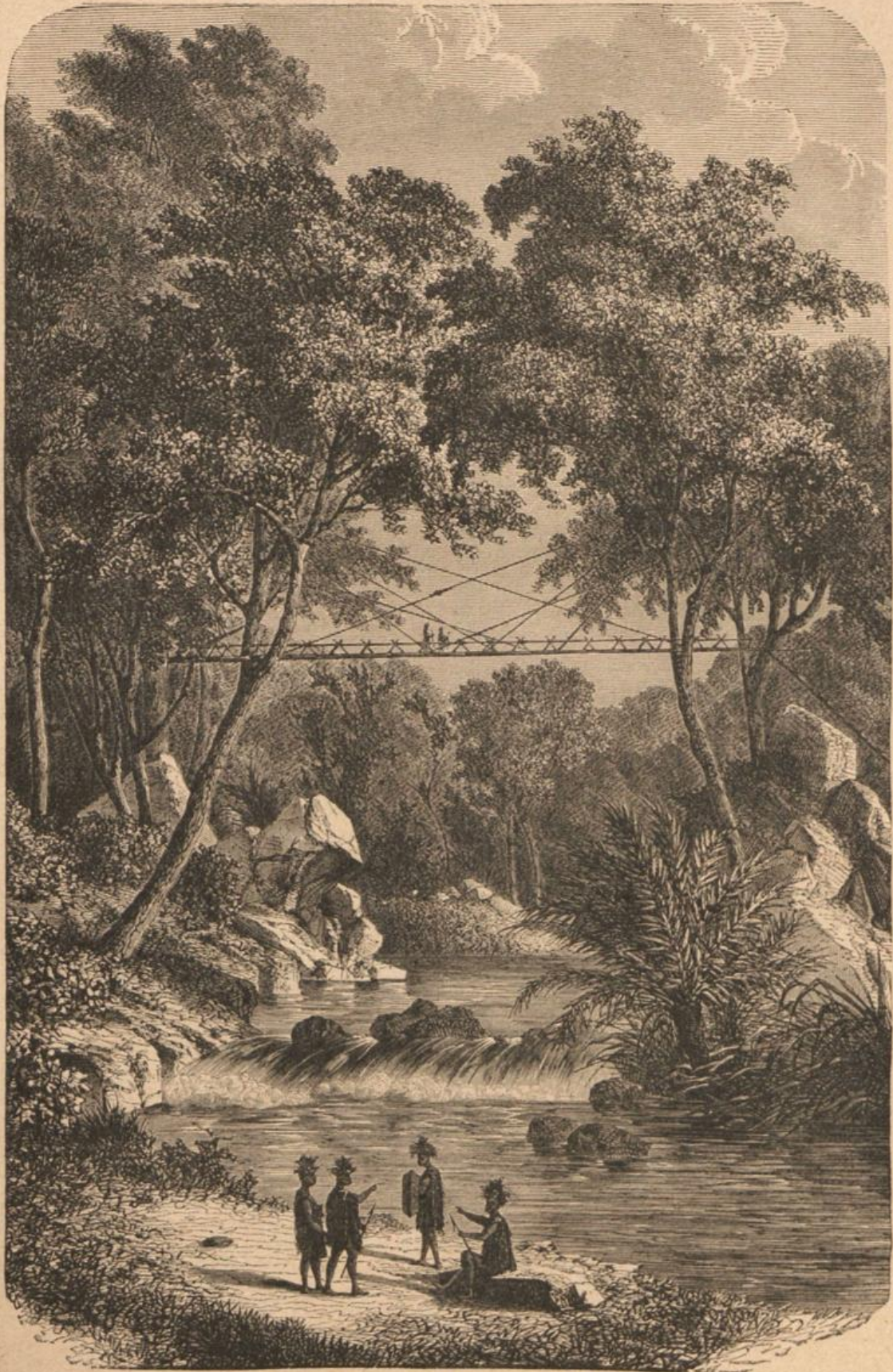
Der deutsche Graf suchte die Adjektiv. „Es wäre das noch nicht das Schlimmste; Sie sind ja mein Freund, Sie werden es nicht hindern, daß ich bei Ihrer Frau schnell persona gratissima werde.“

Der Kleine machte ein Gesicht, als ob er weinen wollte.

„Aber liebster Baron, was fällt Ihnen ein, ich, ich habe ja selber diese Idee gehabt, bei Gott, — ich habe ernstlich daran gedacht, und nun tun Sie mir das an; und Sie hätten es eigentlich garnicht nötig.“

Der Gesante behielt sein diplomatisches Lächeln.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Baron, und insofern auch uns, da man bei Ihnen, dem Kunstmäcen, doch voraussetzen darf, daß Sie nicht die Grausamkeit haben werden, sie

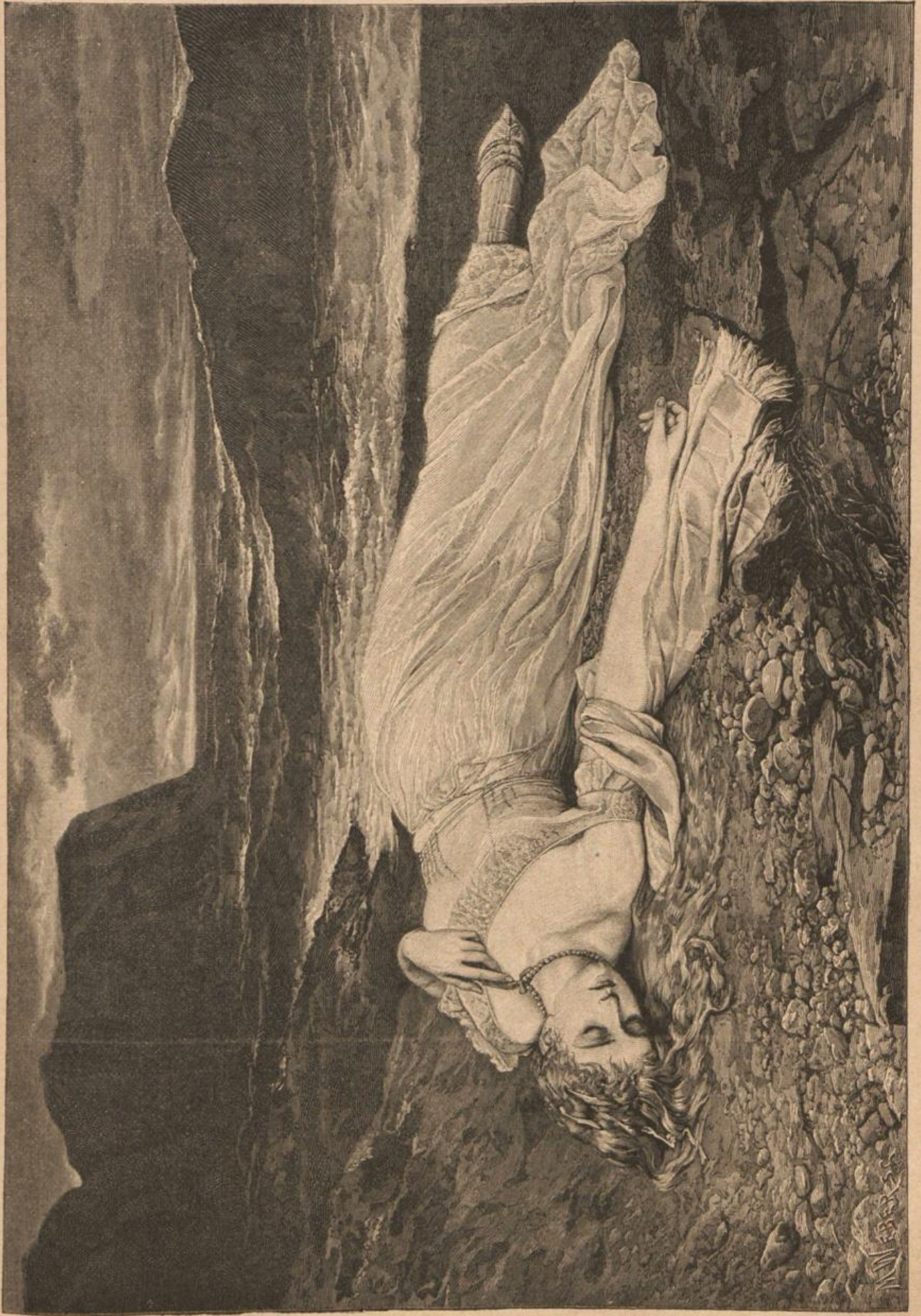


Brücke aus Bambus auf Borneo. (Seite 539.)

vom Teater zu nehmen, sie uns für immer zu entziehen.“

„Ich stehe für nichts,“ scherzte Hellenbach.

„Das wäre der abscheulichste Eigennuz, ein Raub an der Menschheit!“ rief der Kleine außer sich.



Sturmnacht. (Seite 539.)

„Gewiß,“ bestätigte der Gesante, „ein so seltenes Talent sollte sich nicht völlig an einen verschenten dürfen, es gehört der Welt.“

„Es gehört uns!“ rief Bennwitz, sich in die Brust werfend.

Hellenbach lachte etwas gedehnt und auf das höchste geschmeichelt.

„Nun,“ tröstete der Gesante, „vorderhand ist die Entscheidung noch ihr anheimgelassen, und wir wollen uns das vor Augen halten. Wie denn, Baron, sie war so liebenswürdig gewesen, die Einladung zu dem Bankett, das ich ihr zu Ehren heute Abend veranstalte, anzunehmen; sie wird Wort halten, nicht war? Sie wird kommen und es durch ihre Gegenwart verherlichen?“

„Sie kommt,“ versicherte Hellenbach.

„O, das ist himmlisch! Ich hoffe, sie wird befriedigt sein. Es sind alle Anstalten getroffen, um diesem Feste einen gewissen Reiz zu verleihen; auch einige venetianische Adelige und ihre Damen sind geladen. Eine junge Malerin ist darunter, eine interessante Frau, Messieurs, ich werde das Vergnügen haben, Sie der Dame vorzustellen, Sie werden von ihr entzückt sein.“

„Sie scheinen es selbst zu sein, lieber Graf,“ scherzte Hellenbach.

„Ich war vor Jaren rasend in sie verliebt.“

„Nun, und —?“

„Sie war damals uneinnehmbar, — sie gehörte einer reichen Familie an, — ich konnte ihr nicht beikommen.“

„Und jetzt?“

„Ist sie Witwe und, wie es scheint, arm. Sie ist gezwungen, glaube ich, durch ihre Talente sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, sie sucht Arbeit — ich werde ihr solche verschaffen.“

Die Herren hatten ein jauchzendes Lächeln; der edle von Bennwitz drohte dem Grafen lächelnd mit seinen kurzen, dicken Fingern.

„Die Verhältnisse haben sich also sehr zu Ihren Gunsten gewendet, und Sie haben sie in der Hand, das heißt — wenn Sie sie noch wollen, hebe!“

„Sie erscheint mir noch immer begehrenswert, aber“ — der Graf nahm wieder seine vornehm zurückhaltende Miene an, und mit einer Nuance von Blasphemie fügte er hinzu: „In meiner Stellung, Sie begreifen, man hat alle Rücksichten zu nehmen.“

„Ich verstehe!“ rief Hellenbach in munterster Laune. „Als Diplomat haben Sie die Verpflichtung, in allem diplomatisch zu Werke zu gehen und selbst ihre Siege unter einem gewissen Vorbehalt zu acceptiren.“

Alle lachten. Das Klingelzeichen, das die Wiederaufnahme der Vorstellung bekantgab, ertönte. Alles hastete aus dem Foyer in den Sal zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Türken aus der Zeit der Revolution in Ungarn.

Von einem alten Honvedoffizier.

(Schluß.)

Man hat in der Gegenwart viel darüber geschrieben, und der Willkür der Paschas wurde wirklich ein sehr weites Feld offen gelassen. Der vom Sultan ernante Pascha erhält in der Türkei keine fixe Besoldung, außer wenn er im aktiven Militärdienst angestellt wird, wozu beinahe ein jeder mehr oder weniger befähigt ist. Die mit der Civiladministration der einzelnen Provinzen oder Vilajets betrauten Paschas sind gleichzeitig oberste Steuereinnemer oder Miniaturfinanzminister. Sie müssen der hohen Pforte eine gewisse ziemlich hohe Summe zuschicken, welche sie aus den Steuern der Einwohner herauszuschlagen. Daß sie nebenbei auch gut leben wollen, ist wol selbstverständlich, und sie nehmen sich aus den einkommenden Steuern den Löwenanteil. Hier gibt es keine Kontrolle, ja sie ist bei ihrem Steuersystem nicht möglich, da die Einnahme der Gelder jüdischen Wucherern verpachtet wird. Diese schinden nun das Landvolk nach Belieben, um den Pascha zu befriedigen und sich ebenfalls etwas zu ersparen. Trotz aller dieser Uebelstände war zu jener Zeit, vor Ausbruch des Kriegs in der Krim, die Besteuerung noch immer nicht erdrückend, und Steuerexccutionen gehörten zu den seltensten Fällen.

Der Handschi von Czervenibreg war ebenfalls Steuerpächter und beherbergte bei sich eben einen Pascha, welcher dahin gekommen war, um die eingegangenen Gelder einzuzufassen, die ihm der Jude bereits abgeliefert hatte. Da ein civilisirter Gast in diesem Haus zu den größten Seltenheiten gehört, so werden diese, wenn sie ihr Unstern dahin fñrt, von den jüdischen Handschis aufs gewissenloseste geprellt, zudem erhält man bei ihnen beinahe garnichts zum Zmbiß, elende Betten, Kuhställe für Pferde, das Lager von Maisstroh und man riskirt auf die Weiterreise Ungeziefer mitzunehmen. Da ich meine Reisetasche mit Viktualien versehen und eine wolgefüllte Feldflasche bei mir hatte, genoß ich im Han nichts als eine Tasse Kaffee. Als ich die Beherung zalen wollte, erstaunte ich nicht wenig, als er mir sagte, ich müßte 21 Zwanziger (14 Mark) zalen, für den Stall und Pferdefutter 10 Zwanziger, für mein Nachtquartier im gemeinschaftlichen Schänzkammer 4 Zwanziger und für den Kaffee 7 Zwanziger. Dies fand ich doch etwas zu unverschämt und geriet darüber mit dem Handschi in einen ziemlich lauten Wortwechsel.

Wir stritten noch über die Ermäßigung der Rechnung, als die Verbindungstür zwischen dem Schänzkammer und dem Gemachte des Pascha, das beste im Han, sich öffnete und ich einen Türken erblickte von Ehrfurcht gebietenden Zügen und hoher Gestalt, mit dem Tschibuk in der Hand, uns beide betrachtend. Ich vermutete sofort den Pascha in ihm und ergriff die Gelegenheit, um mich bei ihm über die Exccutionen des Juden zu beschweren. Er hörte mich ruhig an, fragte den Juden, ob er mir wirklich 7 Zwanziger für den Kaffee angerechnet, und als dieser es nicht leugnen konnte, bearbeitete er seinen Rücken mit dem Tschibuk und sagte, ich sollte ihm einen Zwanziger geben, damit

wäre alles übermäßig bezahlt. Dies fand ich aber selbst zu wenig und gab dem Juden 6 Zwanziger. Der Pascha schalt mich, daß ich so verschwenderisch mit dem Gelde sei, und lud mich ein, ihm auf seinem Zimmer Gesellschaft zu leisten, als er erfuhr, daß ich ein Ungar und Kossuths Courier sei.

„Kossuth büß Adan (Kossuth ist ein großer Mann)“, sagte er und erkundigte sich bei mir nach den Zuständen in Schumla, ob wir uns dort wol befänden.

Es war der nachmals berühmte Ahmet Pascha, welcher eigentlich durch seinen kühnen Kavalerieangriff die Schlacht bei Getate entscheiden sollte. Er sprach auch etwas französisch, und wir verständigten uns so ziemlich.

„Der Sultan wird die Ungarn nicht ausliefern,“ sagte er. „Das Volk würde ihn verachten, wenn er es täte. Der Koran gebietet jedem Rechtgläubigen, Flüchtlinge und Gäste selbst mit Aufopferung des eigenen Lebens zu schützen. Stet Ihr Gouverneur mit dem Gesanten Englands Stratford de Redcliff und dem französischen Lavalette in Briefwechsel?“

„Ich weiß es nicht, glaube es aber kaum“ entgegnete ich.

„Sagen Sie ihm, er soll sich brüsklich an diese Herren wenden, damit sie sich für die Ungarn interessieren“ riet er mir. „Man wird sie nicht in Europa halten können, die österreichische und russische Regierung wird darauf dringen, daß sie ja weiter von dem Lande, wo die Revolution kaum erst gedämpft werde, entfernt werden. Daß man sie zwingt oder berede, zum Islam überzutreten, das ist eine Fabel. Nur wer von der Wahrheit der Lehren des Koran überzeugt ist, ist uns als Bruder willkommen, und ein Giaur kann ebenso ein Ehrenmann und ein Son Allahs sein, wie ein Moslim. Wenn Sie in Europa bleiben sollten, namentlich in Konstantinopel, dann wird Ihnen das, was ich sage, nicht sehr einleuchten. Die große Stadt am Bosphorus ist zu sehr verpestet durch die schlimmen Sitten der Franken, als daß sich dort alle diejenigen meiner Landsleute rein erhalten hätten, selbst in Kleinasien in den Städten, namentlich in Brussa, Kutahyah, Sinope, Trebizond und Erzerum stet es noch sehr schlimm mit dem Halten der Koranlehren, doch schon viel besser in den Dörfern, namentlich im Süden Anatoliens und in Syrien, ob schon es auch dort in den beiden großen Städten Aleppo und Damaskus besser gehen könnte. Die eingebornen Christen, die man bei Ihnen Maroniten nennt, sind die größten Diebe und Betrüger. Wenn dann von Zeit zu Zeit ein Massacre unter ihnen angeordnet wird, darf dies niemanden wundern. Wenn Sie jemals dahin kommen, werden Sie dies selber einsehen und die Langmut meiner Glaubensgenossen bewundern, daß sie jenes abscheuliche diebische Volk noch nicht ganz ausgerottet haben.“

Auch die weitere Unterhaltung mit Ahmet Pascha war für mich eine sehr interessante und lehrreiche. Er klärte mich über manche vorgefaßte Vorurteile der Christen über die Türken auf,

und ich erkannte bald, daß, wenn die anderen Türken ihm glichen, sie ganz gewiß ein viel kulturfähigeres Volk sein müßten, als sehr viele unserer christlichen Europäer, namentlich in Spanien, Italien, in einigen Departements von Frankreich und im namhaft größten Teile Irlands, daß aber die Türken den Südslaven an Kultur, Reinheit der Sitten und Herzengüte bei weitem voran standen, davon hatte ich schon in früheren Zeiten die Ueberzeugung gewonnen.

Wenn selbst alles so wäre, wie es die Feinde der Türken behaupten, so sind doch diese allen Europäern in einer Beziehung überlegen. Sie haben keine abgeschlossene Aristokratie, die Würden vererben sich nicht von Generation zu Generation. Jeder Türke kann es bis zur höchsten Würde im Staate bringen, wenn er sich um denselben Verdienste erwirbt. Daß aber der Sultan in der Wahl seiner Günstlinge nicht immer glücklich ist, dies ist bekanntlich nicht nur in der Türkei so.

Ahmet Pascha ließ mir durch seinen Diener einige Teppiche geben, sodaß ich ein besseres Lager hatte, als ich erwartet, den Handschi aber bekam ich nicht mehr zu Gesicht, er mochte mir vielleicht grollen, daß ihm der Pascha meinerwegen eine etwas derbe Lektion gab, und ich sprach darüber mit Osmin, dem Stallmeister des Pascha. Er lachte hell auf und meinte, der Jude sei die Prügeln so gewohnt wie ein Jagdhund und die paar Schläge mit dem Pfeifenrohre seien Spaß gewesen. Ich wollte mich eben in den Sattel schwingen, um von Czervenibreg aufzubrechen, als Osmin noch einmal zu mir kam, mit einem Auftrage seines Herrn; dieser ließ mich fragen, ob ich es nicht vorzöge, in seiner Begleitung bis Sultanköi zu reisen, möglicherweise würde er vielleicht auch bis Esti-Dschuma mir Gesellschaft leisten, dies hing davon ab, ob er die Steuergelder so schnell einkassirte, wie in Czervenibreg und in den übrigen Ortschaften seines Paschaliks. Obgleich hierdurch meine Reise um einige Tage länger warte und ich wußte, daß sowohl Kossuth, wie auch Frau von Dembinska mich mit Schmerzen zurückerwarteten, so hielt ich es doch für angelegter, vom Antrag des Pascha Gebrauch zu machen, denn dann litt ich keine Gefahr, mich wiederum zu verirren, wie es mir schon geschehen war, da ich mich auf die Gutmütigkeit der bulgarischen Bauern, wenn ich mich bei ihnen nach dem Weg erkundigte, durchaus nicht verlassen durfte. Diese Leute waren boshaft genug, mir stets falsche Richtungen anzugeben, schon meine Honveduniform genügte, um ihnen Haß gegen mich einzulösen, obgleich sie unwissend genug waren, um von Ungarn und einer Revolution, die dort über ein Jar gewärt hatte, nichts zu wissen. Da ich mehrere slavische Dialekte sprach, namentlich serbisch und auch walachisch, aus welchen zwei Sprachen die bulgarische zusammengesetzt ist, und ich mich mit ihnen viel leichter verständigen konnte, als mit den Türken, so taten sie doch so, als ob sie mich nicht verstanden, und ein bulgarisches Weib rief mir einmal zu, ich sollte ihren Mann prügeln, dies würde seine Zunge lösen.

Die Bulgaren selbst sind unter allen Bewohnern der europäischen Türkei sowohl in physischer wie noch viel mehr in moralischer Hinsicht das elendeste Volk und weder mit den Walachen des heutigen Rumänien, noch viel weniger mit den Serben, Bosniaken und Montenegroinern zu vergleichen, obgleich sie vielleicht minder wild sind als die letzteren. Ihre Tracht unterscheidet sich von der walachischen nur durch größere Beretztheit und Schmutz. Unter tausend Bulgaren erblickt man kaum einen halbwegs hübschen Mann, es sind kleine, hagere Gestalten, mit Säbelbeinen, nichts sagende Gesichter, mit dem Typus des tierischsten Cretinismus, nur dann und wann gleitet gleich einem unheimlichen Bliz ein Zug von Berschlagenheit, List, Falschheit und Tücke aus ihren kleinen zusammengekniffenen Augenlidern. Unter den Weibern, doch nicht auch unter allen, die das zwanzigste Jar überlebt, erblickt man hier und da recht hübsche Gesichter und auch einen schönen Körperbau, da jedoch die bulgarischen Mädchen in ihrem jüngsten, ja sogar in ihrem zehnten Jare schon heiraten, so ist ihre Blütezeit nur sehr kurz, ja die meisten Bulgarinnen haben gar keine solche, sie verwelken, ehe sie zu blühen begonnen. Der Boden ist hier außerordentlich fruchtbar und üppig, namentlich in der Fläche, welche von einer Menge kleinerer und größerer Flüsse bewässert wird; noch mehr als zwei Dritteile des Landes liegen brach und dienen nur den Herden als Weide.

Wenn man nach den Dörfern kommt, erblickt man hier weder Häuser, noch Gärten, noch Einzäunungen. Der Bulgare baut seine Wohnung in eine Aushöhlung des Bodens, sodaß kaum ein Viertel des Dachstuhles hervorguckt; Schornsteine gibt es nicht, denn der Rauch steigt nach einer Oeffnung im Dache, sodaß dieser

trostlose Anblick einige Venlichkeit mit der Solfatara im königreiche Neapel hat; es ist eine rauchende, wellenförmige Ebene, ohne Bäume, und nur selten erblickt man als Staffage einen Menschen oder ein Haustier, denn diese letzteren befinden sich mit ihren zweibeinigen Genossen stets im Inneren der räucherigen, schmutzigen, zum Ekel überlichienden unterirdischen Behausung.

Die Bulgaren haben sich noch niemals aus eigenem Antrieb gegen die Oberherrschaft der Türken empört, die Aufstände, welche hier erst mehrere Jare nach dem Krimkriege stattgefunden, sind nichts als russisches Nachwerk, und die Moskowiter brauchten viel Geld, um hier eine Revolution ins Leben zu rufen.

Ubcini gibt die Bevölkerung Bulgariens — die Dobrudscha mit eingerechnet, auf 3 360 000 Seelen an. In Wirklichkeit ist Bulgarien beinahe doppelt so stark bevölkert. Es liegt aber sowohl im Interesse der Paschas wie der jüdischen Steuerpächter, die Zahl der Bevölkerung sehr gering anzugeben; im statistischen Bureau zu Konstantinopel war es nur mit einer Bevölkerung von 2 472 000 Seelen angegeben. Der General Stefan Türk, welcher Bulgarien in allen Richtungen bereiste, übertreibt nicht, wenn er die Zahl der Einwohner Bulgariens auf 6 Millionen anschlägt. Wenn die Regierung die Zahl der Bevölkerung gekant hätte, würde sie die letztere wol höher besteuern, wie das auch andre Regierungen thun, mithin liegt sogar in diesem Mißbrauch ein Trost für die Mittellosen.

Unsere Reise bis nach Esti-Dschuma ging viel schneller von statten, als ich geglaubt hatte, ich gewann sogar etwas dabei, denn Ahmet Pascha stach mein Engländer so in die Augen, daß er mir einen Tausch gegen seinen Araber anbot. Mir paßte der letztere besser, zumal wenn es sich bestätigte, daß wir nach Asien geschickt werden sollten, obgleich ich andererseits mich von dem Tiere schwer trennte, welches ich während des letzten Teiles unseres Feldzugs geritten hatte. Es war aber für meine sehr sorgwürdigen Verhältnisse ein allzu guter Handel, denn er zahlte mir noch 20 Dukaten dazu.

Vor Esti-Dschuma trennte ich mich von Ahmet Pascha; von hier war es nicht mehr so weit nach Schumla, und 24 Stunden später traf ich dort ein.

Ich berichtete Kossuth über meine Zusammenkunft mit Ahmet Pascha, so wie ich ihm auch die Ratschläge, die er der Emigration gegeben hatte, mittheilte.

„Ahmet Pascha hat recht, und ich will seinem Rate folgen,“ sagte Kossuth.

Meine Verbannungsgefährten befanden sich in Schumla sehr wol. Alle Offiziere erhielten von den Türken eine monatliche Gage, je nach ihrem Range, den sie in der Honvedarmee bekleidet, die geringste war 500 Piafter pro Monat (etwa 27 Taler), Kossuth und Casimir Batthyany, ferner die Generale Bem, Dembinski, Perezel, Guyon, Meszaros, Stein und Kmethy erhielten zwischen 800—13 000 Piafter monatlich (ein Piafter etwa 16 Pfennige).

So war der erste Eindruck, den der Aufenthalt in der Türkei auf mich gemacht, ein nicht unangenehmer, und er sollte durch die Länge der Zeit nicht abgeschwächt werden. Alles in allem war der erste Eindruck, den der Aufenthalt in der Türkei auf mich hervorbrachte, keineswegs ein ungünstiger. Die noble Art, mit der die Türken uns Verfolgte unter ihren Schutz namen, die Mannigfachen anderen guten Charaktereigenschaften, welche ich noch während späteren Verkehrs an ihnen immer von neuem bewahrt sah, befestigte in mir die Ueberzeugung, daß es ganz falsch ist, wenn man von den Türken als von einem gänzlich kulturunfähigen, verkommenen Volke spricht. Die abendländische Kultur ist ihnen zu roh und wird sich ihnen nur sehr teilweise und oberflächlich und vor allen Dingen sehr allmählich aufpflanzen lassen, aber wenn einmal aus den Reihen der Mahamedaner selbst eine Anzahl einschüchternder und einflußreicher Männer entstände, welche mit Energie und tief eindringendem Verständnisse eine Reform der orientalischen Kultur von innen heraus in Angriff nähme, dann würden die Türken sicherlich Civilisationsresultate zu verzeichnen haben, welche neben den Errungenschaften des modernen europäischen Geistesfortschrittes gewiß ebenbürtig anerkannt würden.

In dem Leben der Völker wie der einzelnen wirken zuweilen gewisse äußere Impulse zur Ueberwindung geistiger Trägheit und Stagnation ungemein segensreich. Im Interesse von meinem alten Herzen nahe stehenden Herzensfreunden aus der Revolutionsnot von 1849 will ich wünschen, daß der jüngste russische Krieg samt seinen für die Türkei furchtbaren Folgen solch ein Moment des Aufstoßes und der Aufrüttelung gegeben haben möge.

Einige Worte über Heizungswesen.

Von Ingenieur W. Fabian

Es dürfte nicht uninteressant sein, zu sehen, wie sich die Menschheit in der Urzeit ihrer Entwicklung dem Hauptheizungs-factor, dem Feuer, gegenüberstellte. Das Feuer an sich brauchten die Menschen nun gewiß nicht erst zu entdecken, denn schon vor der Menschwerdung wird es im Blize, in feuerpeidenden Bergen, in Waldbränden und in brennenden Erdölquellen zc. existirt haben. Wie verhielt sich aber der Armench diesen Erscheinungen gegenüber? Nach den diesbezüglichen Forschungen muß nun die Urzeit des Menschengeschlechts insofern als eine feuerlose angenommen werden, als die Menschen es noch nicht verstanden, sich das Feuer zu ihren Arbeiten und für das Leben dienstbar zu machen. Das Feuer war dem Armenchen vielmehr eine der großartigen Naturgewalten, die er fürchtete und deshalb verehrte. — Das Feuer selbst lernte man erst erzeugen und beherrschen am Abschlusse der Steinzeit, und zwar nicht auf dem Wege planmäßigen Studiums, sondern rein durch Zufall. — Das Urarbeitertum war es, welches das Feuer bei seinen Vor- und Schleifarbeiten durch Berrichtung mechanischer Arbeit zuerst entdeckte. In dem man damit beschäftigt war, das Holz mit den einfachsten machinalen Einrichtungen zu durchbohren, sungen die sich ablösenden Fasern und Spänchen durch anhaltende Reibung plözlich Feuer, und dieses war entdeckt. Später wurden diese ersten machinalen Vorrichtungen als Feuerborer systematisch zur planmäßigen Erzeugung des Feuers fortbenutzt.

Jetzt wurde das Feuer bald nicht mehr nur einzig und allein gefürchtet, sondern man gewann demselben auch sein Gutes ab, es fand praktische Verwendung. Man lernte die strahlende Wärme desselben in kalten Zeiten schätzen, man lernte ferner die Malzeiten durch das Feuer bereiten, auch hielt man das wilde Getier durch brennende Holzstücke von sich fern. — Im Laufe der Kulturentwicklung wurde das Feuer so eines der bedeutendsten natürlichen Bildungsfaktoren. Man lernte mit demselben die Metalle schmelzen, durch Feuerwirkung schießen und sprengen, den Dampf erzeugen und mit demselben arbeiten und faren, künstlich beleuchten, und man lernte die strahlende Wärme des Feuers auch in den Wohnungen neben den Koch- und Heizungs-zwecken auszunutzen; kurzum, die Verwendung desselben ist heute eine so mannichfache und umfangreiche, daß es fast keine gewerbliche oder wirtschaftliche Tätigkeit mehr gibt, die der Feuerwirkung zu entbehren vermöchte. — Die Heizungsanlagen setzen sich aus ursprünglich zwei Teilen zusammen, einmal kommt die spezielle Feuerung in Betracht und ein andermal die für die Wärmeabgabe bestimmte Konstruktion, zu welchen sich später noch der die Wärme auf größere Entfernungen übertragende Teil hinzugesellte. — Zunächst suchte man also einerseits die Feuerungsanlagen möglichst zu vervollkommen, andererseits aber die wärmeabgebenden Konstruktionen zu verbessern. Beide Entwicklungsarten gehen im allgemeinen mit einander Hand in Hand. — Als Brennmaterialien dienen hauptsächlich Holz, Torf und die verschiedenen Sorten von Kolen, auch Koks. Die zum Brennprozeße dieser Materialien erforderlichen Dinge sind ein mit einem Kofte versehener Herd, der eine Luftzufuhr gestattet, da alle diese Materialien nur unter Hinzutritt von Sauerstoff verbrennen, und ein Schornstein, da eine Verbrennung nur dann erhalten werden kann, wenn die sich bildenden Gase abziehen vermögen. Die älteren Feuerungen zeigen indessen gar keinen Schornstein, selbst nicht bei den Griechen und Römern, vielmehr wurden dieselben erst im Mittelalter eingeführt. Der Herd der antiken Haushaltungen befand sich stets im Hintergrunde des oben offenen Atriums (der Vorhalle), sodas die Entbehrlichkeit der Schornsteine hierdurch erklärt werden kann. Eine mehr entwickelte Feuerungstechnik zeigen nur die alten Badeeinrichtungen, die sowol Wasser- wie Luftheizungen besizen. Daß sich im allgemeinen das Heizungs-wesen der früheren Kulturen nicht, wie beispielsweise die hochentwickelten centralen Wasserverförgungen des Altertums, zu einer hohen Blüte aufzuschwingen vermöchte, liegt schon darin begründet, daß die klimatischen Verhältnisse der Länder, in welchen sich dieselben abspielten, derartig von der Natur begünstigt waren, daß ein Schutz vor der Kälte nicht erforderlich schien. Für die gemäßigten und kalten Zonen dagegen muß die Einföhrung der Schornsteine als eine der größten Vortaten bezeichnet werden, indem sie die sonst geschlossenen Wohnungen wenigstens in der

Hauptsache freimachen vom Rauch und den übrigen Verbrennungsprodukten. In dieser Tendenz mochte man nun anfänglich wol etwas weit gehen, so insbesondere bei den offenen Kaminfeueren mit ihren großen, besteigbaren Abföhrungskanälen, die sich in manchen Ländern noch bis zur Gegenwart erhalten haben, denn dieselben haben den Nachteil, daß sie, im Gegensatz zu den Heizanlagen ohne Schornsteine, die garnicht für den Abzug sorgen, zu stark und dabei in unzweckmäßiger Art ventiliren. Setzt man sich mit den Füßen gegen den Kamin, so kann man vorne verbrennen und hinten erfrieren, auch kommt nur ein ganz geringer Prozentsatz der entwickelten Wärmeeinheiten zur Nutzung für das Zimmer, während die größere Menge zwecklos durch den Schornstein entweicht. Weit besser sind in dieser Beziehung die neueren kleineren Schornsteine von etwa 10 Centimeter Durchmesser und die diesen angepaßten neueren Ofenkonstruktionen. Die rationellere Ausnuzung der Brennmaterialien hat im allgemeinen auch mit sich gebracht die Einföhrung der Ofenklappen, zur beliebigen Verlangsamung des Verbrennungsprozesses, indessen sind durch solche schon so mannichfache Unglücksfälle durch Kohlenoxydvergiftungen entstanden, daß dieselben baupolizeilich verboten werden sollten, umsomehr, da man durch genaues Reguliren, eventuell Absperrern, des Luftzutritts zum Feuer ganz die gleiche Wirkung zu erzielen vermag. In Berlin ist denn auch wirklich kürzlich ein Verbot der Ofenklappen erlassen worden, was allgemeine Nachahmung verdient. — Als ein Fortschritt in der Feuerungstechnik ist das Regenerativsystem zu verzeichnen, welches die Wärme der abziehenden Verbrennungsprodukte ausnuzt zur Vorerwärmung der Brennmaterialien und der Brennlust.

Um das Brennmaterial nach dieser Richtung noch mehr auszunutzen, ist in jüngster Zeit auch die sogenannte ökonomische Pumpheizung entstanden, die darauf basiert, daß man den Rauchkanal nach Belieben, steigend oder fallend, kreuz und quer durch die Wohnung leitet. Der endliche Ausfluß der Brennprodukte erfolgt dann nicht mehr durch die innere lebendige Kraft derselben, sondern durch die Pumpzüge einer angezehten Pumpe, die durch Wasser-, Gas- oder sonstige Kraft in Betrieb gesetzt wird. Es ist richtig, daß bei diesem System der größtmögliche Heizeffekt erzielt werden kann; allein es ist dennoch nicht einzusehen, wo hier der Vorteil sein soll, indem die Ersparnis an Wärme, die gleichkommt einem bestimmten Arbeitseffekte, andererseits wieder durch Arbeit, die auch Geld kostet, ersetzt werden muß, im Gegenteil, es ist ökonomisch vorteilhafter, wenn Wärme- und Kräftezeuger centralisirt, anstatt differenziert werden; auch dürfte der wirklich durch den Schornstein entziehende Wärmeeffekt, unter der Voraussetzung zweckmäßiger Ofenkonstruktionen, deshalb nicht zu verwerfen sein, da er stets eine in gesundheitlicher Beziehung notwendige Ventilation mit sich bringt, die andernfalls doch wiederum sonst ersetzt werden müßte. Nur für einzelne Fälle, wo die mechanische Arbeitskraft kostenfrei zur Verfügung stet, dürfte die Pumpheizung tatsächliche Vorteile gewären. — Die wärmeabgebenden Konstruktionen werden in der lokalen Zimmerheizung bald aus Ton und bald aus Eisen gefertigt, je nach den örtlichen Verhältnissen der Anlagen; Ton- und Kachelöfen sind hauptsächlich da zu empfehlen, wo es sich um eine andauernde und angenehme Erwärmung handelt, die eisernen Defen jedoch da, wo es sich mehr um eine Schnellheizung handelt. Uebrigens gibt es kein System der lokalen Zimmerofenheizung, welches allen Anforderungen zu genügen vermag; einmal hat man den Rauchherd stets noch im Zimmer selbst, was oft zu großen Mißständen Anlaß gibt, dann aber kommt neben andern hygienischen Bedenken noch der ökonomische Standpunkt in Betracht. Für große Gebäude, Schulen und dergleichen Anstalten ist es uns heute fast undenkbar, lokale Zimmerheizung durch Defen anzunehmen. Die Arbeit des Kolenerschleppens, des Anzündens, des Nachlegens, des Reinigens der Defen würde eine ganz enorme und dabei ungesunde sein, nachteilig für die Bediensteten wie für die Insassen der Zimmer. Wieviel einfacher und ökonomisch vorteilhafter gestaltet sich dagegen die Centralheizung für ganze Gebäude, desgleichen wieviel rationeller in gesundheitlicher Beziehung; auch die Feuergefahr wird erheblich geringer, indem die Feuerstellen sich von einer großen Anzahl auf eine einzige herabgemindert haben, die dabei noch ganz außerhalb des Gebäudes liegen kann. Ganz enorm ist auch hierbei, dem allgemeinen

Prinzipie des Centralismus entsprechend, die Ersparnis an Brennmaterial.

Zu allgemeinen fällt die Entwicklung der Centralheizung zusammen mit derjenigen der großen Industrie, die durch Einführung der Dampfmaschine nun riesenhaft waltet. Die cooperative Gestaltung des Produktionsprozesses brachte natürlich auch mit sich die Entwicklung des Bauwesens im centralistischen Sinne. Daß in den großen Fabriken von der Ofenheizung abgesehen werden mußte, ergibt sich von selbst; so gewann denn auch in Heizungswezen das Centralisationsprinzip die Oberhand, und bald ging es von den Fabriken auf die Wohnhäuser, insbesondere aber auf die großen öffentlichen Anstalten, auf Schulen und dergleichen Gebäude über. Die erste Wasserheizung soll 1777 von einem Franzosen, jedoch zuerst für industrielle Zwecke, begründet worden sein. Die erste Dampfheizung wird dem Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, zugeschrieben. Die kriegsbewegten und revolutionären Zeiten zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts waren der weiteren Entwicklung dieser technischen Neuerungen ziemlich hinderlich, und erst im Jahre 1823 trat Meißner in Wien auf mit dem System der Heizung mit erwärmter Luft. Hand in Hand mit der Heizung entwickelte sich fortan die Ventilation. Der Entstehungsart entsprechend haben sich auch zuerst in den Fabriken in bezug auf Heizung und Ventilation, wie überhaupt die gesundheitlichen Gesichtspunkte der Einrichtung und des Betriebes betreffend, Gesetzesvorschriften herangebildet und verspricht das Institut der Fabrikinspektoren in Zukunft in dieser Beziehung, sich noch kräftiger zu entwickeln. Auch die großen Städte fangen in dieser Hinsicht an voranzuschreiten und Heizungs- resp. Gesundheitstechniker, unter spezieller Berücksichtigung der Schulbedürfnisse, anzustellen. In Berlin wurde bereits im Jahre 1872 ein solcher Techniker angestellt, dem 1874 eine Instruktion gegeben wurde, die nach Dr. Alba's „Öffentliche Gesundheitspflege von Berlin“ etwa folgendes bestimmt:

„Außer der Ausführung der Anlagen liegt dem Heizungsingenieur die Kontrolle der in den städtischen Gebäuden vorhandenen Heizungs- und Ventilationsanlagen und der mit ihrer Wartung betrauten Personen, sowie der richtigen Verwendung der Brennmaterialien und der dabei erzielten Resultate ob, zu welchem Zwecke er die Instruktionen für die Heizer entwirft und dem Stadtbaurat behufs Einholung der Genehmigung durch die Baudeputation, resp. dem Magistrat vorlegt. — Während der Heizperiode hat er sämtliche ihm überwiesene Anlagen fortgesetzt zu revidiren und sich dabei Ueberzeugung zu verschaffen, ob der Heizer die ihm erteilte Instruktion richtig verstanden hat und befolgt, ob darunter die Erwärmung und Ventilation leiden zu lassen, ob ferner die Heizungsanlagen den gestellten Anforderungen entsprechen, welche Mängel sich daran vorfinden, und ob und dieselben zu beseitigen sind. Bei jeder Revision einer Heizanlage hat er seine Warnung, sowie die dem Heizer erteilten Anweisungen und Angabe von Tag und Stunde in ein Kontrollbuch einzutragen, welches sich in den Händen des Heizers befindet, und welches auch die Dienstinstruktion enthält. Bei Beginn der Weihnachtseierzeit fordert der Ingenieur sämtliche Kontrollbücher ein und übersendet dieselben mit einem kurzen Bericht über die hinsichtlich der Heizer und der Heizergewinnung gemachten Beobachtungen bis spätestens den 28. Dezember der Baudeputation. Ebenso fordert er nach Ablauf der Heizperiode die Kontrollbücher und die über die Heizergewinnung gefertigten Tabellen ein und erstattet der Baudeputation: a) einen ausführlichen Bericht über die Ergebnisse der Heizung in der abgelaufenen Periode in bezug auf Erwärmung, Ventilation und Brennmaterialverbrauch; b) einen Bericht über die an den Heizanlagen gemachten und erforderlichen Reparaturen und wünschenswerten Verbesserungen unter Angabe der Kosten; c) Bericht über die Heizer und Dienstführung derselben. — Die Berichte b und c sind bis spätestens den 1. Mai,

der ad a ist bis spätestens den 1. Juli zu erstatten. — Der Heizungsingenieur hat allmählich von allen Anlagen Beschreibungen anzufertigen, aus welchen die Einrichtung, die Eigentümlichkeiten, Vorzüge und Mängel der Anlage ersichtlich sind und in welchen fortlaufend der Verbrauch von Brennmaterial, die Heizergewinnung, vorgekommene Reparaturen und Veränderungen, sowie die dafür aufgewendeten Kosten nachgetragen werden.“ —

Es ist unzweifelhaft, daß der Einfluß von derartigen öffentlich angestellten Heizungsingenieuren in hygienischer Beziehung sowohl wie in ökonomischer ein äußerst volkthätiger sein muß, nicht nur direkt auf den Kommunaldienst, sondern auch indirekt für die Privaten, indem durch sie am besten die allgemeine Aufklärung bewirkt wird. Einzelne große Privatanstalten, so beispielsweise Theater, haben bereits aus eigener Initiative derartige Techniker angestellt. Auch fängt man bereits vereinzelt an, den öffentlichen Lokalen zur Unterhaltung und den Restaurationen ganz bestimmte Vorschriften in bezug auf Heizung und Ventilation zu machen, und es kann das nur als ein allgemeiner Fortschritt begrüßt werden. Eine wirkliche und richtige Kontrolle über die Einrichtungen und den Betrieb der Gebäude läßt sich indessen nur bei großen und umfassenden Anlagen erzielen, woselbst die ökonomischen Folgerungen der Ausführung der hygienischen Vorschriften nicht hinderlich sind. So wird die Heizungs- und Ventilationsanlage für ein Gebäude, wie es etwa das große berliner Altienhotel ist, bei gleichen ökonomischen Einheitsätzen, viel rationeller durchzuführen sein, als bei einem Wohnhause für nur eine Familie. Hiermit in Uebereinstimmung stehen auch die Erfahrungen auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege. So teilt Marx u. a. mit, daß sich in der sogenannten Hausarbeit z. B. bei Spitzenmacherinnen, meist zwischen dem 17. und 24. Jahre, ein eminentes Fortschritt in der Rate der Schwindsucht ergibt. Diese Hausarbeit bringt allerdings die Verwahrlosung der Arbeitskraft mit sich, allein durch bloßen Mißbrauch weiblicher und unreifer Arbeitskräfte, bloßen Raub aller normalen Arbeits- und Lebensbedingungen und bloße Brutalität der Ueber- und Nacharbeit. — Aber sie stößt zuletzt auf gewisse nicht weiter überschreitbare Naturranken. Sobald dieser Punkt endlich erreicht ist, und es dauert nicht lange, schlägt die Stunde für Einführung der Maschinerie und die nun rasche Verwindung der zersplitterten Hausarbeit (oder auch Manufaktur) in Fabrikbetrieb. Beschleunigt wird dieser Prozeß durch die Fabrikgesetzgebung, diese erste bewußte und planmäßige Rückwirkung der Gesellschaft auf die naturwüchsige Gestalt ihres Produktionsprozesses. Es entwickeln sich Gesundheits- und Erziehungsklauseln, ihre Verallgemeinerung wird hier viel durchgreifender, als in den oft geradezu schreckhaft gestalteten Baulichkeiten der zerstreuten Hausindustrie. — Wir sehen daher auch alle reaktionären Dezentralisationsbestrebungen im wesentlichen eine Einfluß vorübergehen, ruhig get die innere, auf mathematisch-physikalische Gesetze gegründete centralistische Entwicklung ihren Gang, und gerade die ganz in neuester Zeit aufgetauchten Centralheizungen, wie sie bereits in Amerika eingeführt sind, nach Art der städtischen Gas- und Wasserverjorgungen, sind hierfür ein weiterer Beleg. — Für eine wirkliche Centralheizung in diesem Sinne — die für einzelne Wohnhäuser sind immer nur Embryos — eignet sich nur der Dampf, wegen seiner leichten Wärmeabgabe bei der Kondensation und seiner leichten Beweglichkeit halber in Röhren, auch wegen seines schon früher berührten univarsalen Charakters, der die vielfachste Verwendung gestattet. Die Luftheizung ist für große Distrikte schon ganz und garnicht zu gebrauchen, da sie nicht einmal für kleinere Anlagen in der richtigen Weise regulirt werden kann, auch die Querschnitte der Leitungen viel zu groß werden würden; dergleichen können die verschiedenen Systeme der Wasserheizungen hier nicht in Betracht kommen, da die Cirkulation des Wassers eine viel zu schwerfällige ist. Die centralistische Heizung der Zukunft wird eben die Dampfheizung sein.

Der Einfluß des Klimas auf den Menschen und seine Gesundheit.

Von Dr. Eduard Reich.

Auf die Gesundheit des Menschen wirkt die Gesamtheit der äußeren Einflüsse, welche man Klima nennt, in dem großartigsten Maße. Es gibt Klimate, welche die Gesundheit fördern, und solche, welche die Gesundheit bedrohen, ja zerstören. Um hier klar zu sehen, müssen wir das Klima in seine Bestandteile zerlegen.

Je geringer die Extreme der Wärme, der Feuchtigkeit, Luftbewegung in einem Klima, je besser das Trinkwasser und die Verhältnisse des Bodens, je freier die Luft von fremden Bestandteilen und je günstiger die Beziehungen des Pflanzenwuchses, desto gesundheitsgemäßer das Klima. Die Gesundheitsgemäßheit

des Klimas drückt sich durch vollkommene körperliche Entwicklung der Menschen, durch möglichst wenig Krankheitsanlagen bei denselben, durch ein sehr entwickeltes Vermögen des Widerstandes gegen äußere Einflüsse, geringe Sterblichkeit in den Jahren der Kindheit, Jugend und Reife, lange Dauer des Lebens, nicht allzu große eheliche Fruchtbarkeit, durch ein größeres Maß geistiger Frische und Tatkraft und durch ziemlich gleichmäßigen Wohlstand oder doch Abwesenheit von Elend aus.

Die Bewohner der guten Klimate sind nicht nur gesunder und besser ausgeeignet, als die Bewohner der schlechten Klimate, sondern im ganzen genommen auch schöner. Es kommt alle Tage vor, daß man in Ländern mit gesundheitswidrigem Klima Frauen von glänzender Schönheit begegnet; aber neben diesen Engeln findet man Teufelsgroßmütter von kennzeichnender Häßlichkeit. Immerhalb der gesundheitsgemähesten Erdstriche dagegen ist der Durchschnitt der Frauen schön und wolgestaltet, one feenhaft schön zu sein, und von abschreckender Häßlichkeit ist kaum oder nur höchst ausnahmsweise etwas zu finden.

Das ozeanische Klima mit nicht allzu niedriger durchschnittlicher Jahreswärme, gutem Boden und angemessener Vegetation fördert am besten die Prozesse des tierischen Haushalts. Der große Reichtum der Luft an Sauerstoff, beziehungsweise das Freisein derselben von fremden Bestandteilen, bedingt vollkommeneren Umsatz der Gebilde im Stoffwechsel, bessere und raschere Ausscheidung der verbrauchten Materien, energischeren Kreislauf des Blutes, kräftigere Atmung, stärkeren Trieb der Muskelbewegung und Nerventätigkeit, heiteres Gemüt, gute Laune, gesunde Instinkte, natürliche Regsamkeit.

Das Klima der Hochgebirge hat, wegen seines meistens grellen Wärme- und Windwechsels, keinen sehr günstigen Einfluß auf die Schwächlinge des frühesten Jugendalters; aber auf den organischen Haushalt der Widerstandskräftigen übt die sauerstoffreiche Luft hoher Gebirge den besten Einfluß. Daher begegnen uns auf Inseln und an Seeküsten, sowie in Hochgebirgen in der Regel die gesundesten, kräftigsten Menschen mit längster Lebensdauer. Vereinigen sich hohe Gebirge und Felsenküsten, so pflegt der Gesundheitsstand des Landes ein vortrefflicher zu sein und die Bewohnerschaft durch alle Eigenschaften guter Gesundheit, vollkommener Leibesentwicklung und seelischen Wohlbefindens sich auszuzeichnen.

Klimate mit großen Extremen in den Jahreszeiten und Sumpfboden sind die verderblichsten. Je südlicher und binnenländischer dieselben gelegen, desto gefährlicher werden sie für Gesundheit und Leben. Man weiß von derartigen Gegenden, daß alle Einwanderungen daselbst ausstarben, oder nur sich erhielten, wenn ununterbrochen Nachschub vom Mutterlande kam. Allzu große Kälte im Winter, allzu große Hitze im Sommer und Sumpfboden, dies ist ein Komplex von Krankheitsursachen, deren Anprall nur die kräftigsten Organisationen widerstehen.

Die Bewohner der Sumpfländer sind mehr oder minder allgemein erkrankt, ja entartet, körperlich und seelisch gebrechlich. Die Aushauchungen des Sumpfbodens, die zu gewissen Zeiten des Jahres besonders gefährlich werden, und die schädlichen Stoffe, die durch Genuß des Trinkwassers der Sumpfsgegenden dem Organismus einverleibt werden, wirken auf das Blut krankmachend ein, verschlechtern dessen Mischung und setzen dadurch alle Vorgänge des tierischen Haushalts, den Blutumlauf und die Nerventätigkeit herab. Die Blutbildung wird da unmittelbar ebenso wie mittelbar gehemmt, die Ausscheidung der unbrauchbar gewordenen Materien ist mehr oder weniger unvollständig, die Muskelbewegung get eines guten Teils ihrer stofflichen Grundlagen verlustig, und die Nervenlemente, aus deren Umsatz die Nervenkraft ihren Ursprung nimm, entwickeln sich nicht in jener Menge und Beschaffenheit, wie dies die Voraussetzung alles energischen Nerven- und Seelenlebens ausmacht.

Behalten wir dies im Auge, so erstaunen wir nicht mehr über die Kraftlosigkeit, Schwäche, Beschränktheit, Schläfrigkeit und andererseits wieder Genußsucht, denen man bei den Sumpfbewohnern häufig genug begegnet. Die Seelen-, die Charaktereigenschaften dieser Menschen entsprechen niedrigen Stufen der Entwicklung, ja nicht selten fallen sie schon in das Bereich wirklicher Entartung.

Legte man in solchen Gegenden die Sümpfe trocken, regelte man den Pflanzenbau und verbesserte die Ernährung des Volkes, sorgte für gutes Trinkwasser und, durch Herstellung natürlicher Ventilation, für gute Atmungsluft, so erhob sich die ganze Bevölkerung leiblich und seelisch, wurde gesunder, tatkräftiger, widerstandsfähiger, sittlicher, lebte länger und glücklicher.

Dies alles gründete sich auf Verbesserung der Blutmischung, vollkommeneren Umsatz der Gebilde im Organismus und richtigere Ernährung des Leibes, besonders der Muskeln und Nerven. Im Seelencharakter solcher Bevölkerungen mußten notwendig Veränderungen vor sich gehen, die denen in der Blutmischung u. s. w. entsprachen; waren die Menschen ehemals feige und hinterlistig, so entwickelte sich mit der Verbesserung ihrer Körperlichkeit zugleich ein Charakterzug von Willenskraft, Mut und Offenheit, und die gesellschaftlichen Beziehungen fingen an, demgemäß vorteilhaft sich zu verändern.

In Gegenden mit heftigen Nord- und Ostwinden herrschen entzündliche Krankheiten, insbesondere der Atmungsorgane, vor, in Gegenden mit heißen Südwinden die Leiden der Verdauungsorgane und Nerven. Es ist für Auswanderer, mögen dieselben nach was immer für einer Richtung gehen, geraten, diese und andere klimatische Verhältnisse sorgfältig zu beachten. Mancher Auswanderer get, wenn er die Besonderheiten des neuen Klimas nicht mit der Beschaffenheit seines Organismus vergleicht, oft genug in den sicheren Tod. Menschen mit Anlage zu Krankheiten der Atmungsorgane müssen gemäßigt warme Klimate erwählen, wogegen welche mit Anlage zu Nerven- und Verdauungsleiden besser an kältere, rauhere Klimate denken.

Erdstriche, in denen es selten oder garnicht regnet, mögen niemals zur Einwanderung erwählt werden, denn dieselben bieten nicht genug der zu gesundheitsgemäßem Leben nötigen Feuchtigkeit dar, und die Luft daselbst ist reicher an jenen mikroskopischen Wesen, welche zu so vielen Krankheiten Anlaß geben.

In der Wüste regnet es niemals; doch zeichnet die Wüstenluft durch große Reinheit sich aus und befördert in ihrer Art ebenso die Gesundheit, wie die Luft über dem Meere. Da jedoch niemand in der Wüste selbst leben kann, so muß jeder, der von dem vortrefflichen Einflusse der Luft derselben Nutzen zu ziehen wünscht, am Rande der Wüste oder auf Dasen leben.

Gegenden mit üppigem Pflanzenwuchs genießen immer der Wollat häufigeren Regens; namentlich sind es ausgedehntere, wolgepflegte Waldungen, die den Regen anziehen und so zu Bergedung des Landes und seiner Bewohner wesentlich beitragen. Wo es Wälder gibt und Regen häufiger ist, hat man auch mehr Quellen und besseres Trinkwasser, als anderwärts. Da die Pflanzen, besonders unter Einfluß des Lichtes, Sauerstoff und aromatische Dämpfe aushauchen, die beide zur Reinigung und Gesundheitsgemästmachung (Salubrisierung) der Luft wesentlich beitragen, sind Bäume auch in dieser Beziehung eine große Wollat für das Land.

Mit dem Vortreten eines fremden Himmelsstriches, einer andern Gegend muß jeder Mensch sich beeilen, seinen Organismus in Uebereinstimmung zu setzen mit der äußern Welt; er muß an die Besonderheiten des Klimas sich möglichst gut und vollkommen gewöhnen, in der neuen Gegend heimisch werden, allmählich sich akklimatisieren. Dies get bei dem einen leichter, bei dem andern schwerer, bei dem dritten garnicht von statten, get aber, wo es überhaupt möglich ist, umso schneller und gründlicher vor sich, je mehr Sorgfalt das Individuum auf seine ganze Lebensweise wendet und je besser dasselbe sich der Lebensweise der Eingebornen anbequemt.

Ein guter Teil der durch den Einfluß neuer Klimate bedingten Erkrankungen und Todesfälle kommt auf Rechnung von Diätfehlern, welche die Einwanderer begehen, indem sie die Lebensweise ihres Geburts- oder bisherigen Wohnlandes beibehalten und außerdem die Speisen und Getränke des soeben bezogenen Erdstriches allzu sehr sich schmecken lassen. Je wärmer die Himmelsgegend, in welche man auswandert, und je vortrefflicher die Früchte daselbst, desto größer soll die Mäßigkeit der Ankömmlinge sein; denn Magenverderbnis in den Tropen gehört zu den gefährlichsten, ja tödlichsten Affektionen.

Ist es dringend geboten, in Polarländern sich möglichst viel Bewegung zu machen, recht ordentlich und fett zu essen, so erfordert die Eingewöhnung in heiße Länder möglichst wenig Bewegung, sparsame und wenig fette Mahlzeiten, gewürzte oder doch würzhafte Speisen und kaffeeartige Getränke. Diese letzteren sind aber auch im Norden vortrefflich und unter allen Umständen den starken geistigen Flüssigkeiten, die zumeist hundertmal schaden und nur einmal scheinbar nutzen, vorzuziehen. In kalten und heißen Himmelsstrichen fördern die kaffeeartigen Getränke die Verdauung und verhalten sich als ausgezeichnete Nervenmittel, vortreffliche Regulatoren des Nerveninflusses auf die körperlichen Vorgänge.

(Schluß folgt.)

Sturmnacht.

(Hierzu die Illustration auf Seite 533.)

Fels'ges Gestade, heulender Orkan,
Donner der Brandung, sternenosiges Dunkel!
Dem Segler, der geworfen aus der Bahn;
Winkt keines Leuchtturms tröstliches Gesunkel.
Rasend zerschellt das zügellose Meer
Woge auf Woge an granitnen Mauern,
Und one Schranke waltet ringsumher
Tod und Vernichtung und unsäglich Trauern.

Kein Menschenauge blüht in diese Nacht,
Kein Menschenherz will in der Dede klopfen,
Und wer landein, den Donnern lauschend, wacht,
Wischt von der Wimper sich des Mitleids Tropfen.
Er denkt des Schiffs, um dessen Mannschaft jetzt
Auf schlummerlosem Pfäl die Weiber zittern,
Und dessen Segel der Orkan zerlegt,
Indes wie Rohr die starken Masten splitttern.

Und dennoch irt ein zarter Mädchenfuß,
Nur leicht befüßt, umher am Saum der Klippe,
Und flüsternd sendet einen Sehnsuchtsgruß
Den wilden Wogen eine Mädchenlippe. —
So schön, so schlank, so jung — ein halbes Kind!
Was will sie hier — im festlichen Gewande?
Sie spricht es herb und trotzig in den Wind:
„Der Tod ist Treue und das Leben Schande!“

Sie löst das reiche, goldig-blonde Haar
Und läßt aufatmend es im Sturme fluten:
„Noch bin ich frei! Als auf mir am Altar
So triumphierend deine Blide ruten,
Da schrie mein Herz ein leidenschaftlich Nein —
Und one Furcht will ich's zu Ende führen.
Ihr zwangt die Schwache, lächelnd ihrer Pein, —
Doch der sie kaufte, wird sie nie berühren!“

Den ich geliebt, der meiner Seele Licht,
Dem ich die Treue weinend einst geschworen, —
Was ihr auch sagt, mein Herz verrät ihn nicht,
Ob er auf immer auch für mich verloren.
Mein Sinn war dunkel, irre, krank und wund,
Es schlug ins Herz der Zweifel seine Krallen,
Doch als den Segen sprach des Priesters Mund,
Da ist's wie Schuppen mir vom Aug' gefallen.

Von meiner Brust wich eine Rieslast,
Und sinnend schaut' ich in den Hochzeitreigen;
In mir war Stille, ich war heiter fast
Bei der Trompeten Klang, beim Strich der Geigen.
Und als in Wägen der Champagner rann,
Blieb unbeachtet fast der Braut Entweichen;
Nun steh ich hier! Nun komm, verhafter Mann,
Und hole mich — du wirst mich nie erreichen!“

Sie trägt ein kleines, halbverblichenes Bild
Am Band, das in die Kette sie geschlungen;
Das küßt sie lange, innig, heiß und wild —
Und in die Flut ist sie hinabgesprungen!
Im Brautgewand, das schneelig sie umfließt,
Gleicht sie, im Fall, getragen von den Winden,
Der weißen Rösche, die vorüberfließt,
Um rasch in Nacht und Brandung zu verschwinden...

Der Sturm erlahmte mit dem jungen Tag,
Zum Murren ward der Kampf der Elemente,
Und immer matter bricht der Wellenschlag
Sich an der Mauer schwarzer Felsenwände;
Und eine breite Woge trägt den Leib
Der toten Braut vom Klippenfuß zum Strande
Und bettet sanft das stille, blaße Weib
Im muschelreichen, weißen Uferlande.

Wie ist sie friedlich nun und rührend-schön!
Es trägt ihr Mund das Lächeln des Triumphes.
So lächelt nur, wer sich zu reinen Höhen
Emporschwang aus der Region des Sumpfes.
Umgeschlossen hält die kalte Hand das Bild,
Als sorge sie, daß ihr's genommen werde
Im Tode noch. — Ihr aber — richtet mild!
Mehr Unglück ist, als Schuld auf dieser Erde.

eisenden Flusses herstellt, so ist man im ersten Moment im Zweifel, ob nicht den dortigen Eingebornen in bezug auf waghalsige Unternehmungen ein noch höherer Preis gebühre, wie den in dieser Beziehung genugsam bekanten Amerikanern. Denn ein simpleres und schwankenderes Bauwerk wie die Brücke auf unserer Abbildung vermag auch der verwegenste Yankee nicht herzustellen — dieser verwendet zu solchen Zwecken nicht allein starke Holzstämmen, sondern auch das wichtigste Material der Gegenwart, das Eisen, aber er färt dann auch im rasenden Galopp mit dem Dampfswagen darüber, während die Dayaks in Borneo, wie Figura zeigt, hübsch zu Fuß dieses Kommunikationsmittel benützen. Dort per Dampftröß, hier per Schusters Rappen, wenn das bei Leuten, die barfuß gehen, zu sagen gestattet ist; dort das einen fortgeschritteneren Kulturgrad deklamierende Eisen, hier der in Massen vorkommende Bambus als Baumaterial, das ist der Unterschied. Mit Bambus baut der Dayak unter anderem auch seine Befestigungen. Das dort in großen Massen vorkommende Eisen nützt vorläufig direkt nur dem Europäer. — Borneo ist nicht nur die größte Insel in Hindurindien, sondern der Erde überhaupt. 13 600 Quadratmeilen groß, hat sie 670 Meilen Küstenumfang und einen Durchmesser von S. nach W. von 170 Meilen, von N. nach W. von 150 Meilen. Im Innern der Insel erhebt sich ein gewaltiger Gebirgsstock, von dem fünf Gebirgsketten nach N., W., SW., S. und D. ausgehen, die bis zu einer Höhe von 13 700 Fuß aufsteigen. Zwischen diesen Bergketten senken sich nach den Küsten hin Stufenländer ab, die meist in ausgebehten, aus Schwammland bestehenden, versumpften Tiefen enden. Ueberhaupt ist die Insel von einem 6—10 Meilen breiten Gürtel umgeben, der aus sumpfigem Küstenland besteht, welcher Umstand den Zugang nach dem Innern sehr erschweren würde, hätte Borneo nicht eine große Anzahl Flüsse, die selbst für Schiffe von 4 Meter Tiefgang 20—40 Meilen von der Mündung schiffbar sind. An Naturprodukten ist Borneo reich. Das Gold, von den Chinesen als Wajchgold gewonnen, liefert einen jährlichen Ertrag von ca. 30 mill. Mark; die Ausbeute an Diamanten ergab 1850 2100 Karat. Außer dem schon genannten Eisen findet man Antimon in großen Massen, Steinkohlen von ganz besonderer Güte, desgleichen Platina, Kupfer, Quecksilber, Zinn, Steinsalz, Schwefel, Erdöl u. s. w. Die Vegetation der Insel ist sehr üppig und bildet ausgebehten Urwälder. Man zählt 60 Arten Bauhölzer, worunter das sehr feste Eisenholz. Unter den Harz- und Gummi erzeugenden Stämmen nimmt der Taban, welcher das beste Gutta-Percha liefert, die vornehmste Stelle ein. Außerdem harren noch verschiedene Dole, Gewürze, Farb- und Faserpflanzen einer genaueren Untersuchung. Bedeutend für den Handel sind die Naturerzeugnisse von Gutta-Percha, Benzoeharz, Sago, Gomutipalmzucker, spanisches Rohr, Wachs und Honig. Hauptnahrungsmittel bilden Reis und Sago, aus der Frucht der Gomutipalme braut sich der Eingeborne, der Dayak, eine Art geistigen Getränks. Dagegen deckt er mit den Blättern der Ripapalme seine Häuser. — Die Tierwelt ist in den Wäldern zahlreich vertreten: kleine Leoparden und Bären, verschiedene Affenarten, darunter der Orang-Utang, Schweine, Tapirs, Büffel und viele Hirscharten, sowie eine sich durch ihre Farbenpracht auszeichnende Vogel- und Insektenwelt bilden die Fauna Borneos. Reizende Tiere kommen weniger vor. In den Flüssen lebt ein dem Gavial des Ganges ähnliches Krokodil. Die Bevölkerung der Insel wird auf 1—2 1/2 Millionen geschätzt, davon sind 1/5 mohammedanische Malayen, 2/3 Dayaks und der Rest Chinesen und Europäer. Seit 1778 haben sich die Holländer dort festgesetzt und den größten Teil Borneos in holländische Lehenstaaten verwandelt. Nur die Nordwestküste und der nördliche Teil des Landes ist unabhängig von der holländischen Herrschaft. Die Seeräuberei, welche von den Malayen lange Zeit betrieben wurde, sowie die Grausamkeiten der Kreimwoner sind wesentlich gemindert worden durch den Engländer Brooke, der von 1840—1868 als „Resident von Sarawak“, viel für Hebung der Kultur der Eingebornen getan hat. Die größten Städte von Borneo sind Pontianak mit 20 000 Einw., Sambas mit 10 000 Einw. und Kuching, Hauptstadt des von den Holländern unabhängigen Reiches Sarawak, mit 15 000 Einw. — Die Wohnungen der Dayaks sind hölzerne, auf hohen und starken Pfählen stehende Häuser. Ist ein Stamm klein, so wohnen die verschiedenen Familien desselben zusammen; nur hat jede Familiengruppe in dem Hause ihren besonderen Eingang, der aber mit den übrigen durch eine längs des Hauses hinlaufende überdeckte Galerie verbunden ist. Dieser Gang dient auch häufig als Raum zur Berrichtung häuslicher Geschäfte; die Männer fertigen Acker-, Jagd- und Kriegsgeräte, die Frauen fertigen Körbe und Matten u. s. f. Tische und Stühle kent man nicht, man nimmt seine Malseiten am Boden ein. Ebenjowenig soll es Schlüssel oder Riegel geben, was vermuten läßt, daß die uncivilisierten Dayaks noch einen beträchtlichen Weg zurückzulegen haben, um unsere Kultur mit ihrer raffinierten Spitzbüberei zu erreichen.

Raphael Mengs (Schluß). Wie produktiv unser Künstler war, beweist am besten die große Anzahl Gemälde, welche derselbe hinterlassen hat. So hat er in Madrid allein 25 größere oder kleinere Bilder al fresco in Del ausgeführt für den König von Spanien, außerdem 15 für Privatpersonen; Sachsen besitzt 9 Gemälde von Mengs — darunter das große 33 Fuß hohe und 16 Fuß breite Altarbild in der Hofkirche zu Dresden — außerdem die drei Zeichnungen zu diesem und den beiden kleinen Altarbildern, und dann noch 9 Pastellbilder:

2. 6.

Brücke aus Bambus auf Borneo. (Siehe S. 532.) Wenn man den leichten Stieg betrachtet, der da in luftiger Höhe die Verbindung der breiten Ufer eines die üppige Vegetation Borneos durch-

8 Porträts und den berühmten Amor. Ferner waren bei seinem Tode noch 63 verschiedene Gemälde und Zeichnungen in den verschiedensten Ländern zerstreut. Eine Anzahl seiner Werke wurde schon früh in Kupfer gestochen. Mengs ist bei Lebzeiten als Maler gefeiert worden wie selten ein Künstler. Heute haben seine Darstellungen mytologischer und religiöser Gegenstände nicht mehr den Wert wie früher. Dagegen werden seine in Pastell ausgeführten Porträts immer noch als Meisterwerke anerkannt. Daß die Zeitzeit der ersteren Gattung seiner Werke nicht das Lob erteilt wie die Zeitgenossen des Künstlers, mag berechtigt erscheinen. Mengs lebte in einer Uebergangszeit, in der die alten Kunstzustände in Auflösung begriffen waren; viel zur Besserung hat er beigetragen, aber ganz hat ihn der Genius der Kunst doch nicht über seine Zeit zu heben vermocht. Dann mag wol auch die Anschauung, das Schönheitsideal der Plastik auf die Malerei zu übertragen, welche durch Winkelmann an Einfluß gewann und sich auch in dem von Mengs hergestellten Deckengemälde „Parnas“ in der Villa Albani ausspricht, viel Anteil an der nicht so großen Bedeutung der mengs'schen Historienbilder für alle Zeiten haben. Grade dies Prinzip läßt die einzelnen Figuren wie das Gesamtbild des „Parnas“ steif und kalt erscheinen. Dauernden Wert dürfte Mengs aber als Schriftsteller behalten; wenigstens einige seiner Schriften verdienen es, immer und immer wieder gelesen zu werden. Freilich macht sich in einer derselben: „Praktischer Unterricht in der Malerei“, auch die an ihm geübte eigentümliche Erziehungsmethode geltend, denn er verlangt von dem, der ein tüchtiger Maler werden soll, daß er schon von seinem vierten Jahre an zeichnen solle. Ob er selbst durch diese Bildungsprozedur zum Künstler geworden oder ob er nicht vielmehr doch dadurch nach mancher Richtung hin geschädigt worden ist, läßt sich heute wol schwer beantworten, aber jedenfalls würden diese Methode nicht alle Naturen mit der mengs'schen Geduld ertragen. — Recht beachtens- und lesenswert ist seine Schrift „Ueber den Ursprung, Fortgang und Verfall der Künste.“ Er wendet sich hierin zunächst gegen die Ansicht, als seien die Künste an einem Ort oder bei einer Nation entstanden. Er spricht sich darin auch zugleich für die heute wissenschaftlich begründete Anschauung aus, daß die Griechen nicht als ein besonderes, gottbegnadetes Volk die Kunst vom Himmel, sondern von andern Völkern empfangen hätten, deren künstlerische Leistungen sie infolge ihrer höheren Kulturstellung nur veredelten und in bedeutendem Grade steigerten. Welchen Wert Mengs auf die Leibesübungen und somit auf den Einfluß des griechischen Volkslebens auf die Kunst legte, ist so interessant, daß wir nur jedem Mann raten können, es bei ihm selbst nachzulesen. Ebenso den Abschnitt über den Verfall. Nachdem er hier die Unterjochung Griechenlands durch die Römer und den Einfluß der Bildung des erleren auf die letzteren kurz angeführt, fährt er fort: „Lassen Sie uns betrachten, was ein und dieselbe Sache bei verschiedenen Nationen nach ihren Grundsätzen und Sitten für Wirkungen hervorbringen kann. Die Römer, die bloß Soldaten und Krieger, aber gar keine Philosophen waren, hatten kaum angefangen, ihr rohes und wildes Wesen abzuliegen, als sie auf einmal in den uneingeschränktsten Luxus verfielen, und die Begriffe des Schönen mit dem Begriff des Reichthums verwechselten, indem sie sich, wie viele jetzt noch, einbildeten, daß alles, was gefalle, auch schön sein müsse. Nach diesem Grundsatz glaubten sie Schiedsrichter zu sein, um von allem zu urteilen, one Wissenschaft und Kenntnis von dem Wesen der Dinge.“ Wir haben diese Sätze wörtlich zitiert, weil es auch heute leider noch Ansichten und Praktiken gibt, gegen welche die mengs'schen Worte Anwendung finden könnten. Ebenso scharf wird aber auch von ihm der Einfluß getadelt, den die Verbreitung des Christentums auf den Verfall der Künste ausübte, indem die Häupter der neuen Religion in ihrem Fanatismus viele der schönsten Statuen als Gözenbilder zerstörten. Mengs — er war gläubiger katolischer Christ! — schreibt darüber: „Als nachher das occidentische Kaiserthum sich von neuem bildete, war der Gözendienst schon ausgerottet und das Christentum in seinen weitläufigen Provinzen eingeführt. Daher dachte man an die Künste, aber mit wenig Erfolg, denn die Unwissenheit hatte sich über die ganze Welt ausgebreitet, und da sich dieses Kaiserthum über barbarische und wilde Nationen erstreckte, die von dem Umgang mit Ländern von sanfterem und milderem Klima und feineren Sitten, wo ehemals die Künste und Wissenschaften geblühet hatten, abgefordert waren, so wurde nicht das geringste Gute hervorgebracht. Die Bildhauer besonders legten sich darauf, die Menschen mit solchen lächerlichen Kleidungen nachzuahmen, die die Gestalt mehr verbergen, als ankleiden. Desgleichen sind alle Denkmäler, die man gotische nennt, u.“ Analog diesem sind die Bemerkungen, welche er dem Verfall der Baukunst widmet. Er, der ein Freund des Einfachen und ein Feind des Ueberladenen und Unnatürlichen war, der sich durch das Studium der einfach-großartigen Werke der Antike und der Renaissance aus seiner verpöppelten Zeit er-

heben wollte, konnte natürlich auch kein Freund des tendenziös-köchernen Stiles sein. Und es ist deshalb erklärlich, wenn er gegen die Nationen, wo dieser Stil am meisten Eingang gefunden, die Franzosen und Deutschen, oft in der verbittertesten Weise spricht. So sagt er: „Durch Hüffe der Religion und durch einige flüchtige griechische Mönche wurde vielleicht diesen genannten Nationen einiger Schimmer von den Gebäuden zu Konstantinopel mitgeteilt, und darnach wurden einige Tempel erbauet, indem sie sich mit den bloßen Regeln des Mechanischen der Baukunst behielten. Da endlich diese Methode überhand nam, und man das ganze Verdienst in Schwierigkeit und Kühnheit, nicht aber in Zierlichkeit setzte, so entstanden bei diesen Nationen jene ausschreitenden und seltenen Dinge, die dem guten Geschmack und der Vernunft ganz und gar zuwider sind; und zufälliger Weise setzte sich der Geschmack in der Baukunst fest, der aus Mißbrauch Gotisch genant wird, und in der Tat der Deutsche ist.“ — Seine Hauptschrift ist aber: „Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei.“ Diese würde jedoch, wollten wir darauf eingehen, allein eine umfassende Abhandlung beanspruchen. Mengs hat darin Gedanken über den Einfluß der Schönheit auf die Entwicklung der Menschen ausgesprochen, die an Großartigkeit mit denen wetteifern, die Schiller in der einzig in ihrer Art dastehenden Abhandlung „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ niedergelegt hat. Hier mag zur Beherzigung nur die eine Stelle Platz finden: „Da nun die Alten mehr als wir die Vollkommenheit suchten, so namen sie einen einzelnen Teil, fingen aber bei dem Nötigsten an und brachten dieses lieber zur Vollkommenheit, als daß sie viel unternemen und unvollkommen lassen sollen; während wir hingegen nur suchen, den Thoren vollkommen zu scheinen und des Weiseren Lob one Geld nicht achten, und der Gehorsam gegen den Liebhaber mehr als Vernunft und Kunstregeln gelten muß. Wir stehen für die Schönheit der Künste in Schuld bei den Völkern. bei denen nicht das Glück, sondern die Vernunft Größe war, wo ein Philosoph der größte in der Stadt, ein Künstler ein Philosoph genant wurde.“ Das Wenige mag genügen, um die Anschauung Mengs' zu kennzeichnen, sowie sein Bestreben der Kunst, und mit ihr der Menschheit zu nützen. Er war denn auch ein großer Verehrer des schönen Rammons und benützte ihn nur, um seine Privatkassensammlung dadurch zu bereichern, und als er starb, fand man bei ihm, der in den letzten 18 Jahren seines Lebens über 180 000 Speziestaler (5—600 000 Mark) eingenommen, kaum soviel, um sein Begräbniß zu bezalen. Seine 7 Kinder — 13 waren ihm gestorben — wurden durch die Milde fremder Personen versorgt. Mengs besaß ein hitziges Temperament und sagte in Kunstangelegenheiten jedermann seine Meinung offen und ehrlich. Hatte er dabei jemand verletz, so bereute er es nachher und suchte es wieder gut zu machen. Dieser Zug schöner Menschlichkeit, das Gute stets zu wollen und nach Kräften zu fördern, machte sich auch in seiner Eigenschaft als Familienbater, in vorwiegend hohem Grade aber als Künstler geltend und diese Art seines Charakters wird ihn auch den Geschlechtern aller Zeiten unvergeßlich machen. urt.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Verbrauch von Postkarten. Die erste Idee zur Einführung der Postkarte ging von dem Leiter des deutschen Postwesens, Herrn Staatssekretär Stephan, aus und zwar schon im Jahre 1865. Eingeführt in den öffentlichen Verkehr wurden jedoch die Postkarten zuerst in Oesterreich-Ungarn am 1. Oktober 1869, und wies der sofortige Konsum dort in einem Quartal 2 930 000 Stück auf. 1870 im Juni trat diese Einrichtung auch in Deutschland ins Leben und wurden am 25. Juni, dem Tage der Einführung, in Berlin allein 45 468 Stück abgesetzt. Seit 1870 sind dem Beispiele Oesterreichs und Deutschlands auch die übrigen Staaten der Welt gefolgt. In Europa werden gegenwärtig jährlich 350 mill. Postkarten verbraucht, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 250 millionen. Neben 307 042 000 Briefen beförderte die deutsche Reichspost 1872 7 727 833 Karten, und 1873 stieg die Zahl der expedirten Karten auf 24 952 986 neben 337 567 392 Briefen. 1879 wurden von 350 millionen Postkarten Europas allein von der deutschen Reichspost 122 747 000 Stück versant, darunter mehr als 16 millionen Stadtpostkarten. Um diesen Bedarf zu decken, liefert die Reichsdruckerei zu Berlin täglich im Durchschnitt 400 000 Formulare im Gewicht von 1360 Kilogramm. Zu ihrer Herstellung sind 3 Schnellpressen, 2 Dampfschneidemaschinen und 28 Personen benötigt. — Während des Krieges 1870 wurden zwischen der deutschen Armee und der Heimat 10 mill. Postkarten gewechselt. Zwischen Deutschland und dem Auslande weist der Kartenverkehr 1879 16 614 000 Stück auf gegen 14 096 000 im Jahre 1878. In 73 Ländern der Erde wird auf Karten korrespondirt; Weltpostkarten sind gegenwärtig in 44 Staaten eingeführt. urt.

Inhalt. Herschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Erinnerungen an die Türken aus der Zeit der Revolution in Ungarn. Von einem alten Honvedoffizier (Schluß). — Einige Worte über Heizungswesen, von Ingenieur W. Fabian. — Der Einfluß des Klimas auf den Menschen und seine Gesundheit, von Dr. Eduard Reich. — Sturmacht. Gedicht von L. S. (Mit Illustration.) — Brücke aus Bambus auf Borneo (mit Illustration). — Raphael Mengs (Schluß). — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Verbrauch von Postkarten.